

Aus der Heimat!



RUINE MARIA RAFINGS.

WAIDHOFEN an der THAYA.

RUINE KOLLMITZ bei RAASDORF.

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Jahrgang 1929 für Österreich S 2.—, für die anderen Staaten S 3.60, Dollar 0.50, Einzelnummer für Österreich 30 g, für Ausland 50 g, inklusive Postversand.

Nr. 8

1. Dezember 1929

2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis:

Rudolf Schlager †	Seite 113
Liebe Freunde!	„ 114
Die hohe Zeit der Feste von Rosl Reichl	„ 115
Als ein kleines Blättchen ausging, die Heimatliebe zu wecken / Eine wahre Geschichte von einem Heimatfreund	„ 122
Zwei Jahre „Aus der Heimat“	„ 126
Politische Geheimgeschichten aus dem Waldviertel (Schluß) von Edmund Danief	„ 133
Lurche, Kriech- und Kleingetier im Volksglauben der Heimat von Dr. Eduard Weinkopf	„ 138
Warum noch immer keine Buchhaltung? von Walter Dangel	„ 141

Buchbinderei u. Kartonagenherzeugung

A. Buschek

Waidhofen a. d. Thaya, Bahnhofstraße Nr. 60

Schön verpackt ist halb verkauft!

Jede Ware wird begehrt,
Wenn ein schmuckes Kleid sie ehrt.

Fort mit Strick und Packpapier,
Kartonverpackung lob' ich mir.

Beherrze der Dinge Lauf,
Nur gute Packung reizt zum Kauf.

Willst Kostbares du je verschenken,
Mußt du an gute Packung denken.

Der Wert der Ware wird erkannt,
Trägt ihre Packung Festgewand.

Packst du die Ware fein in Hüllen,
Wird sich dein Auftragsbuch bald füllen.

Verpackte Ware ist stets neu
Und hygienisch einwandfrei.

Die Packung fördert den Verkauf,
Wenn sichtbar ist die Firma drauf.

Welche Ware es auch sei,
In guter Hülle bleibt sie neu.



**Anfertigung
von sämtlichen in
Industrie, Gewerbe und
Handel
vorkommenden
Kartonagen**



Für Hausfrauen werden Karton nach Angaben in jedweder Ausführung sofort angefertigt.

Bitte!

Das Betriebsjahr 1929 läuft ab und damit auch der 2. Jahrgang der Zeitschrift „Aus der Heimat“.

In jedem Betrieb muß Ordnung herrschen. Auch beim Verlag. Die Bezugsgebühr für das Jahr 1929 ist bis zu 95% einbezahlt. 5% sind noch rückständig. Der Verlag bittet die Leser, die mit der Bezahlung rückständig sind, diese sofort mit dem heute beigelegten Posterlagschein besorgen zu wollen.

Wer jedoch diesmal einen Posterlagschein erhält und doch schon bezahlt hat, möchte die Art der Einzahlung dem Verlag mit einer Karte kurz mitteilen, damit eine Klarstellung herbei geführt werden kann. Der Verlag betont bei dieser Gelegenheit, daß niemand eine Inkassoberechtigung hatte. Sollten doch Zahlungen an Herrn Mathäus Streicher geleistet worden sein und heute ein Posterlagschein trotzdem beiliegen, wolle man diese Tatsache mit einer Postkarte „Einbezahlt am bei Streicher“ kurz dem Verlag mitteilen.

Ebenso möchte man dem Verlag die fehlenden Nummern nennen, damit die Auslieferung der Hefte noch im Monat Dezember erfolgen kann, und jeder Leser noch im Jahre 1929 die Zeitschrift „Aus der Heimat“ geordnet hat.

Der Verlag „Aus der Heimat“.

Die besten und billigsten
 Herrenpelze

kaufen Sie fertig beim bekannten
Kürschnermeister

Rudolf Primus

Waidhofen a. d. Thaya
vis-a-vis vom Kaffeehause.

Reichhaltiges Lager in sämtlichen Pelz-
waren, Hüte, Kappen. Für jedes Stück
wird garantiert. Einkauf von Fellen.

Johann Sauschlager
Herrenkleidermacher
Waidhofen a. d. Th.,

Wienerstraße 4 a.

Große Auswahl in Stoffsorten
zur

Anfertigung von Kundenarbeiten.

Solide Bedienung. Mäßige Preise.

Für hellfärbige Schuhe die verlässliche
naturgraue **Neucrem!**

Der
Heimstättenbaubund e. G. m.
b. H.

Halle a. d. S. — Zürich — Wien

gibt seinen Mitgliedern Kredit zum Bau oder Erwerbung eines
Eigenheimes inklusive Grund

Keine Siedlung / Bauausführung und Bauplatz nach freier Wahl
Zinsen durchschnittlich 5 Prozent

Rückzahlung langfristig / Monatsraten nicht höher als Mietzins

Keine Erbpacht Unbeschränktes Eigentum

— **Keine unbegrenzte Wartezeit** —

Eigenkapital nur ca 6 bis 8 Prozent

Oesterreichische Geschäftsleitung

Wien, III., Beatrixgasse Nr. 26

Beratungsstelle fürs Waldviertel:

Waidhofen a. d. Thaya, Moritz Schadekgasse 24

Steuer

Der Jahresschluß und damit die Zeit zur Steuerbekenntnislegung steht vor der Tür. Jedermann ist verpflichtet, wahr und richtig — das heißt in der gesetzlich vorgeschriebenen Art und Weise — zu fatieren. Dies setzt jedoch umfassende Kenntnisse der bezügl. Geseze voraus.

Ich helfe Ihnen, ein steuer-technisch richtiges Bekenntnis zu machen. Sie ersparen sich dadurch endlose Vorhalte, Ärger, Zeit und Geld.

Schreiben Sie mir bald, die Zeit ist beschränkt.

Walter Dangl beh. bef.
Bücherrevisor und Buchsachverständiger
Waidhofen a. d. Thaya,
Moriz Schadegasse Nr. 24.



Singer-Nähmaschinen

für den Hausgebrauch und alle gewerblichen Zwecke.

Nähen, Stopfen, Sticken.

Singer-Motore. Singer-Nählicht.

Ersatzteile, Nadeln, Del, Garne.

Reparaturen aller Systeme.

Singer Nähmaschinen Aktienges.

Waidhofen a. d. Thaya,
Böhmgasse 24.

© Kleiner Anzeiger ©

1 Anzeige 2 S bis 4 Zeilen, jede weitere Zeile 50 g.

Lederwaren

Gelegenheitskäufe:

Knaben-Gamaschen schwarz oder braun
nur S 7.—

Herren-Gamaschen braun Nr. 43 S 9.—

Herren-Gamaschen braun Nr. 38
mit Riemen S 14.—

Hans Haberl jun., Waidhofen a. d. Thaya.

Foto

Apparate, neue und gebrauchte sowie
Zubehör

Th. Kargl, Waidhofen a. d. Thaya.

Schneidergewerbe

Moderne Damenkleider werden
nach Maß rasch und solid angefertigt.

Fanny Wismann, Waidhofen a. d. Th.,
Extra-Gebäude 95.

Wäsche

Taschentücher

6 Stück nur S 1.40, 1.70, 2.20, 4.—,
5.—.

Wäsche-Geschäft Hans Haberl jun.
Waidhofen a. d. Thaya.

Buchhaltung

Bilanzen, Fatierungen und laufende
Buchführung auf streng steuertechnischer
Grundlage.

Walter Dangl,
behördl. bef. Bücherrevisor,
Waidhofen a. d. Thaya,
Moriz Schadegasse 24.

Rudolf Schlager †

Der Verlag und die Mitarbeiter haben in diesem Jahre einen teuren Freund, einen lieben Heimatgenossen, einen aufrechten deutschen Mann zu beklagen. Allein angesichts der Verdienste und Würde dieses Toten müssen sie zurücktreten, ihre Klage verstummt vor dem tiefen Schmerz der untröstlichen Angehörigen, vor dem tiefen Schmerz der Heimat. Im Dienste der Allgemeinheit und Öffentlichkeit ununterbrochen in Tätigkeit wirkte Rudolf Schlager als Gemeinderat und Finanzreferent, Kurator und Direktionsmitglied des Sparkasservereines, Obmann der Bezirks- und Lokalortsgruppe des Gewerbebundes zu Waidhofen a. d. Thaya. Diese Stadt hat in ihm einen Mann verloren, der mit einem seltenen Opferwillen, Arbeitseifer und Gemein Sinn ausgestattet, sein überreiches Wirken für ihr Gedeihen opferte. Andere treten wohl an seine Stelle, gehen die gleichen Wege, führen die gleichen Arbeiten: Aber sind es die gleichen Werke?

Und noch fand er Zeit, in all dem Trubel der Geschäfte unter der großen Last der frei auf sich genommenen Verantwortung, seinen Arm auch der Zeitschrift „Aus der Heimat“ zu leihen, ihr mit seinem reichen Wissen und seiner großen Erfahrung, Berater und Helfer zu sein.

Opferfreudigkeit! Er ist leider in ganzer bitterer Wahrheit Opfer geworden; Last der Verantwortung! Frei und leicht trug er sie als Ehrenmann, als leiblicher Mensch ist er ihr erlegen. Bei der Ausübung seiner treuen, schönen freiwilligen Pflicht riß ihn der Tod von hinnen.

Noch einmal stehen wir am Ende des Jahres am Grabe, noch einen letzten Gruß.

Die Erde sei ihm leicht!

Der Verlag und seine Mitarbeiter.



Liebe Freunde!

Heimat! Ihr liebt alle das schöne Waldviertel und Ihr liebt darum auch die Zeitschrift. Ihr liebt sie um der Heimat willen, der sie dient, die sie ehren will. Sie ist nicht vollkommen, wo gäbe es Vollkommenes auf dieser Erde. Ihre Kraft und Stimme ist noch schwach. So überreich sie der Heimat auch das verdiente Lob spenden möchte, das hohe Preislied singen wollte, ihre Mittel sind begrenzt. Und leider oft verhallen die Töne ungehört und vielfach noch dazu unverstanden. Viele hören zwar schon auf ihr Wort, aber doch sind es wenige im Vergleich zu der großen Menge der Abseitsstehenden, die ihr Werberuf noch nicht erfaßt und aufgerüttelt hat, in denen sie noch nicht den Heimatgedanken entflammt hat. Wohl wird der Kreis immer größer, immer bedeutender, doch auch die Neider wachsen, die Feinde, die Mißgünstigen. Die wollen ihr Herz nicht öffnen, halten ihre Ohren fest verschlossen und kommen die Heimatfreunde zu ihnen, mit offenen Armen, und treuherzig ihre Rechte zum Bruderhandschlag bietend, so stecken sie versteckt die Hände in die Tasche und wenden sich ab. So muß die Heimat betteln gehen, die Mutter vor den Türen ihrer Kinder stehen und um ein bißchen Liebe flehen. Wie oft ist schon an dieser Stelle das Wort an diese Kreise ergangen, wie oft ist schon versucht worden das Verständnis für den Heimatgedanken in allen Herzen aufzuwecken und anzufachen, daß es zur Flamme der Begeisterung wird, in deren heiligen Scheine glücklich lächelnd die Heimat liegt, ruhig atmend und voller Frieden.

Die Heimat, die jetzt rast- und ruhlos von Haus zu Haus wandert und um ein Plätzchen in der Stube bittet und um ein Plätzchen im Herzen. Zeitungen und Schriften, Gedrucktes genug liegt umher, Gedanken aus aller Welt dringen in Herz und Hirn ein, aber von der Heimat steht kein Wort in allen diesen Blättern und Büchern, denn die Heimat hat man schon längst vergessen.

Wieder versinkt ein Jahr und ein neues steigt auf und Ihr liebe Leserinnen und Leser tretet in das neue Jahr und schöne Vorsätze, guter, reiner Wille begleitet Euch, Zuversicht und Mut nehmt Ihr mit, alle Fehler, die Ihr das alte Jahr getragen wollt Ihr abschütteln, abwerfen und so würdig das neue Jahr beginnen.

Nehmt in das neue Jahr hinüber auch die Zeitschrift mit. Sie wird Euch wieder ehrlich und treu begleiten und will sich auch bessern. Sie hat denselben guten Willen und festen Vorsatz wie Ihr, besser, vollkommener zu werden. Vieles will sie an sich ändern, um Euch noch mehr Freude zu machen, um die Heimat noch mehr ehren zu können.

Doch sie ist auf Eure Hilfe angewiesen und ohne Euch ist ihr Leben zwecklos. Bleibt Ihr daher auch weiter die aufrichtigen Freunde, entzieht ihr nicht Eure Liebe und Zuneigung, bleibt treue Mitarbeiter: Die Heimat wird Euch Dank wissen.

Der Verlag und seine Mitarbeiter, aufgemuntert, angespornt und angeeifert durch die vielen Beweise herzlicher Sympathie, die ihrem Wirken von allen Seiten zugegangen sind, haben beschlossen, die Zeitschrift wieder weiter auszubauen, auszugestalten und haben in diesem Sinne bereits einen neuen großen, umfangreichen und gründlichen Arbeitsplan ausgearbeitet, den Ihr, liebe Freunde, im inneren des Blattes vorfindet und der Eurer eingehenden Beachtung empfohlen ist. Wer noch eine Anregung geben kann, noch Wünsche hat, die er erfüllt sehen will, der schreibe dem Verlag seine Ansicht, sie werden mit großer Freude aufgenommen werden.

Mit diesem Heft schließt der Jahrgang 1929, der mit Recht als vorzüglich geführt und als reichhaltig bezeichnet werden kann. Das Jänner-Heft 1930 wird schon nach der neuen Arbeitsordnung ausgestattet sein. Wollt es liebevoll aufnehmen!

Und nun recht, recht schöne Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr!

Der Verlag und die Mitarbeiter.

Die hohe Zeit der Feste.

Von Rosl Reichl.

Wenn die Tannen von oben bis unten mit Schnee beladen sind und manche sich in Demut neigen, wenn die Bäche unterm Eise nur mehr ganz, ganz heimlich singen, dann ist's als ginge die Sehnsucht über den knirschenden Schnee und flüsterte leise: „Gar bald! — Gar bald! — Habt acht! — Habt acht! — die Zeit sich erfüllet“.

Weihnachten, das schönste deutsche Familienfest kommt heran. Da beginnt ein heimliches Getue, alle Stuben werden geheimnisvoll verschlossen und ein lieblicher Duft von Backwerk streicht durchs Haus. Die Kleinen pressen beim Ausgehen ihre Näschen dicht an die Scheiben der Auslagen und staunen begeistert all die Wunder an, die hinter diesen, festlich beleuchtet, das Auge entzücken.

Und denken wir an unsere eigene Kinderzeit zurück, dann erscheinen uns als hellste Sterne doch immer jene Dezembertage, wo Märchensehnsucht Wahrheit ward.

Es ist ganz wunderbar, daß das höchste Liebes- und Freudenfest gerade in der kalten, sonnenlosen Winterzeit ist. Eine zauberische Wirkung liegt im stärksten Gegensatz:

Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter — —

Selbst jene, die durch den harten Lebenskampf verbittert wurden, denken gerne zurück an den Duft des Tannenbaumes, an die rührend einfache Weise: Stille Nacht — —

Weihnacht! Ist heute noch Raum für diesen Gedanken, für dieses zarte Bild voll Wärme und Innigkeit? — Weihnacht! Gibt es heute, wo der Tanz um's goldene Kalb zum tollen Wahnsinn ausartet, wo Gegensätze in nie gekannter Wut und Rücksichtslosigkeit aufeinanderprallen, gibt es da überhaupt noch ein Recht, als denkender Mensch solchen unpraktischen Traumgebilden

nachzuhängen? O doch, denn was suchen alle diese hastenden Menschen letzten Endes anderes als — Lebensfreude, ob sie's nun eingestehen oder nicht.

Deutsche Weihnachten sollen uns Deutschen zu wirklichen Weihnachten werden, zu Weihnachten, in denen das Licht über die Finsternis in uns siegt und seine Strahlen tief ins Menschenherz sendet.

Wir Städter sind ja ohnehin schon so oberflächlich geworden, daß uns von den alten Sitten und Bräuchen, welche einst so tief mit unserem Volk verwurzelt waren, außer dem Weihnachtsfest nichts übriggeblieben ist. Durch den immer mehr und mehr vordringenden Amerikanismus wird in den Menschen jedes Verständnis und wärmere Gefühle für Kultus und Glauben getötet.

Man nimmt dem Volke seine schönen, tief symbolischen Feiertage und Feste, ohne ihm dafür etwas Besseres zu geben. Daß uns trotzdem noch so manches alte Kulturgut blieb, das danken wir einzig und allein unseren deutschen Bauern die treu und fest am Alten und Liebgewohnten hängen.

Nicht fremd darf uns dieses Brauchtum werden, innig, fest und treu müssen wir daran hängen und mit ganz offenen Herzen in die weisheitsvolle Welt unserer Vorfahren hineinwandern und nur horchen. Nicht lächeln über die rührende Unbeholfenheit des wackeren, zwar ungebildeten aber frommgläubigen Bauerntums gegenüber den großen Rätseln der Schöpfung, des Lebens und Schicksals. Dieses verworrene Geranke von Träumen, Ahnungen, Eingebungen und Sagen, Märchen und Wahrheiten, ist der wilde Rosengarten, ist die reichblühende Heide, in die der deutsche Parsival immer wieder geritten und reiten wird, ist der Jungbrunnen unseres Volkes, ist der Quell und goldene Grund unserer herrlichen deutschen Kultur.

Im folgenden soll nun auf die einzelnen bezeichnenden Bräuche der großen Weihnachtsfestzeit näher eingegangen werden, wie sie von altersher gepflogen worden sind. Will man die ganze stimmungsvolle Einheit erfassen, so darf der großartige, fest verschmolzene Zusammenklang nicht gestört werden, der wie ein Glockenton über die hl. Tage schwebt und zu dem während der langen Zeit vom Thomastag bis hl. Dreikönige jeder Tag seine Stimme singt. Der hl. Dreikönigstag gehört zum Weihnachtsfest wie die Lichter zum Christbaum; bleibt doch bis dahin überall der Tannenbaum geschmückt und wird an diesem Tage zum letztenmal „angezündet“. So muß denn auch ins neue Jahr hinübergeschritten werden, denn die Zugehörigkeit dieses Feiertages läßt uns keine andere Wahl. Die astronomische Einteilung des Jahres verliert hier ihre Bedeutung und muß den Gefühlen des Herzens weichen, die über alle Schranken hinweggehen und glücklich ins neue Jahr hinüberströmen. Tag für Tag im schönen Reigen der Festzeit möge vorüberziehen an unserem geistigen Auge, jeder voll des Wunderbaren und Seltsamen, des Liebtrauten, wie auch manchmal des schaurig Geheimnisvollen.

*

Mit dem Thomastag (21. Dezember), eigentlich der Thomasnacht (vom 21.—22. Dez.) beginnt die wunderreiche Zeit. Sie ist eine der sogenannten kleinen Rauhnächte, denn viel Unholdes geht um in dieser Zaubernacht. Und hier sieht man so recht deutlich, wie tief die heidnischen Vorstellungen noch im Bauerntum verwurzelt sind, im frömmsten Stande, und fast dieselbe bezwingende Macht ausüben wie der christliche Kultus. Schwindet doch in den gebildeten Kreisen stets mit dem Aberglauben auch der religiöse, kirchliche Sinn. Betrachten

wir nur die Hilflosigkeit, mit der die tiefreligiösen aber ebenso sehr abergläubischen Landleute dem Kampf der Geister in ihnen gegenüberstehen, wie sie mit sakramentalen Mitteln den heidnischen Spuk vernichten und unwirksam machen wollen. Das zeigt uns mit aller Klarheit die Wehrtätigkeit, das „Rauch'n und Sprengen“, das am Thomastag beginnt, die ganzen Rauhnächte hindurch andauert aber höchstens nur mehr noch am hl. Abend, Sylvesterabend und am Abend vor Dreikönige geliebt wird. Der Bauer und ein Knecht gehen mit Rauchwerk und Weihwasser durch alle Räume des Hauses und Hofes (besonders in die Schlafräume und in den Viehstall) und heräuchern und besprengen diese mit den Worten „Glück herein, Unglück hinaus“ oder mit ähnlichen Sprüchen. In vielen Orten wird auch am Vorabend des Thomastages das „Klehenbrot“, ein ausgezeichnet schmackhaftes Früchtebrot, oder der „Weihnachtszelten“ gebacken und zwar ein großer Familienzelden und einige kleinere für die Mägde. Letztere erhalten ihre Brote gleich, während der Familienzelden erst am Stefanitag, nachdem er drei Tage nacheinander beräuchert wurde, angeschnitten werden darf.

So recht volkstümlich und üblich ist die Zukunftserforschung und jeder, der die hiezu vorgeschriebenen und notwendigen Vorschriften genau befolgt, erhält sein Schicksal vorhergesagt. Weissagungen aller Art holt sich der Neugierige von den kundigen Mächten. Besonders gebräuchlich ist das „Losen“ oder „Lismagehen“, wobei eine Menge Geseze zu beachten sind und die geringste Verfehlung gegen eines davon den gewünschten Erfolg vereitelt. So ist eine ungerade Anzahl Horcher Bedingung, ferner herrscht Redeverbot, in den Taschen dürfen keine Brosamen mitgetragen werden und niemand darf sich umdrehen. Gut ist es weiter, wenn den ganzen Tag gefastet wird. An einem Kreuzwege, dessen Spuren nach allen Himmelsrichtungen weisen, legt man sich auf die Erde mit dem Ohre dicht am Boden und lauscht in die Nacht hinein. Oder man zieht mit der Kreide einen Kreis, in den sich die „Loser“ zum Schutze gegen die Hexen stellen, um so besser gegen ihre Verführungskünste gesiebt zu sein, die sie aus der Bannfläche heraus in ihre böse Gewalt locken wollen. Was nun gehört und gesehen oder sonst mit den Sinnen wahrgenommen wird, ist maßgebend für die Zukunft. Dumpfe, traurige Töne, Weinen und Bretterlärm zeigen ein trauriges Ereignis an, einen Todesfall oder sonst ein Unglück, während Musik und Gesang glücklich gedeutet werden.

Ein verwandtes Orakel ist das „Häferlucken“, „Töpferlgucken“ oder „Binkerlraten“. Unter den umgestürzten drei Gefäßen kommen ein Schlüssel, ein Rosenkranz und ein kleines „Binkerl“ zu liegen; statt des Schlüssels wird oft auch ein Rosmarinzweig verwendet. Wählt der Neugierige zufällig den Schlüssel oder im anderen Falle den Rosmarinzweig ist eine reiche Erbschaft gewiß oder jemand aus dem engeren Familienkreise heiratet. Der Rosenkranz prophezeit einen Sterbefall und das „Binkerl“ bereitet auf den baldigen Abschied vom Elternhause vor oder zeigt dem Hauspersonal den Dienstwechsel an.

So weitverbreitet nun die aufgezählten Gebräuche sind, ist für den Thomastag, der bekanntlich dem Ehepatron geweiht ist, doch das Heiratsorakel charakteristisch und ist ihm als wesentlich zugehörig. Das heiratslustige Mädchen entkleidet sich vollständig, wirft das Hemd rücklings über den Kopf und tritt dreimal mit dem linken Fuß gegen das Bettende, daher der Name „Bettstafeltreten“, während es folgendes Sprüchlein hersagt:

Heiliger Thomas, i bitt di,
 Bettstafl, i tritt di,
 Laß mir erschein
 Den Herzallerliebsten mein.

Im Traum führt ihr dann der hl. Thomas den zukünftigen Bräutigam vor. Unbedingtes Gebot ist es für das Mädchen selbstverständlich, daß es zur Schlafenszeit stets mit dem linken Fuß zuerst ins Bett steigt.

Demselben Zweck dient auch das „Plankenschlagen“; das Mädchen wirft sich mit dem Rücken kräftig gegen den Gartenzaun oder schüttelt ihn und lauscht, denn nach der Gegend, aus welcher das Hundegebell dringt, wird es heiraten. Aus dem gleichen Verlangen heraus und in derselben Absicht schütteln die „monanarrischn“ Mädchen einen Kriechenbaum mit den Worten:

Kriabam, i beittl di,
 Heiliger Thomas, i bitt di,
 Laß mir a Hunderl belln,
 Wo sich mei Schagerl wird meldn.

Wir finden hier einen ähnlichen Vorgang wie beim Zaunrütteln und auch hier ist das Hundegebell dem Mädchen der Fingerzeig, in welcher Richtung es den Zukünftigen zu suchen hat.

Das „Pantoffelschupfa“ oder „Schlappenwerfn“ ist einer der beliebtesten Bräuche und wegen seiner Einfachheit recht im Schwunge. Dienstboten und die „heiratsmassigen“ Mädchen ziehen aus der Stellung der sitzend über den Kopf hinweg gegen die Tür geschleuderten „Schlappen“ ihre Schlüsse. Liegt so ein Pantoffel mit der Spitze gegen die Tür, so heiratet die Besitzerin noch im selben Jahre, sonst bleibt sie daheim. Für die Dienstboten ist diese Lage gleichbedeutend für den Arbeitswechsel, „man kommt da aus dem Haus“.

Die große Anzahl der aufgezählten und beschriebenen Bräuche, die am Thomastage alle zur Geltung und Ausführung gelangen, führen seine besondere Bedeutung als zaubermächtiger Tag mit großer Lebhaftigkeit vors Auge.

*

Bevor auf die Sitten und Bräuche am hl. Abend eingegangen wird, sei ein kurzer Rückblick auf die Entstehung des Weihnachtsfestes gehalten.

Das nordische Jul, das Fest der Wintersonnenwende unserer Vorfäter, fiel auf den 3. Jänner. Der christlich gesinnte König Haakon von Norwegen verlegte es jedoch um das Jahr 940 auf den Tag des Jesus-Geburtsfestes und erst seit dieser Zeit hat „Jul“ den Sinn unseres heutigen „Weihnachtsabends“.

Das christliche Weihnachtsfest wurde in Deutschland erst spät, im Jahre 813 durch die Mainzer Kirchenversammlung eingeführt. Es ging von Rom aus, wo es das erstemal am 25. Dezember 354 in Pracht und Herrlichkeit gefeiert wurde. Von Rom dann rasch nach Byzanz. Später kam es nach Gallien und endlich dann zu den Germanen und Slaven. König Haakons Tat war der letzte Schlußstein; in sechshundert Jahren hatte es den Siegeslauf durch Europa vollendet.

Das Wort „Weihnachten“ selbst tritt erst in mittelhochdeutscher Zeit auf: ze den witen nahten, d. h. „in den heiligen Nächten“.

Auf diese Nacht fällt viel alter Brauch. In manchen Alpentälern werden auf Jöchern und Berggipfeln noch Sonnwendfeuer entzündet; Wintersonnenwende.

Nicht in allen Bauernhöfen ist der Christbaum eingeführt; oft wird statt diesem ein Fichten- oder Tannenwipfel über die Türe, dem Fenster oder im Herrgottswinkel angebracht. Unser geschmückter Christbaum ist ja verhältnismäßig noch jung. So wird er erst um 1600 in Straßburg genannt, und es ist noch keine hundert Jahre her, daß er von einer deutschen Prinzessin zum erstenmal in Wien geschmückt wurde. In den entlegenen Dörfern des Waldviertels war er vor zwei Jahrzehnte noch etwas Neues, Ungewohntes.

Bis zur eigentlichen christlichen Mitternachtsfeier, der Mette, füllen verschiedene Spiele, Orakel und Vorlesung heiliger Geschichten den Abend aus. Im hl. Abend liegt die gleiche Rätselkraft wie in der Thomasnacht verborgen; die dort genannten Bräuche bestehen ebenso zu Recht.

Im Waldviertel gibt es am hl. Abend vielerlei Gerichte, vor allem an Mehlspeisen. Nach dem Abendmahl wendet sich beim Nachtschisch dem Obst große Aufmerksamkeit zu. Wird ein Apfelskern zerschnitten, erkrankt die Person oder es stirbt ein naher Verwandter. Zerreißt die Spirale der Apfelschale beim Schälen nicht, lebt der Besitzer lange. Eine schwarze, schlechte Ruß wieder birgt böse Folgen. Die Kinder nehmen manchmal einen Apfel in die Mette mit und legen ihn nach der Heimkehr unter den Polster, damit der Traum dieser Nacht in Erfüllung geht. Wer Erbsen ißt, bekommt eine unreine Haut und der Genuß von Knoblauch verärgert das ganze Jahr.

Es erinnert uns an die Thomasnacht, wenn die heiratsfähigen Mädchen in der Christnacht zum Hühnerstall laufen, an die Türe klopfen und sprechen:

Kräht der Hahn,
Krieg ich ein' Mann.
Kräht die Henne,
Gott weiß wenn (wann).

Wehe aber dann der Henne, die mit ihrem Gegacker dem Hahne zuvorkommt!

Sehr bekannt ist auch beim Landvolke der Glaube, daß in der heiligen Nacht die Tiere reden können (Das „Viehlosn“) und daß aus den Brunnen statt Wasser Wein fließt.

Ein wunderschöner, leider vereinzelter Brauch ist die „Christschau“ und das „Hirtensingen“. Die Christschau besteht darin, daß ein alter Mesner und zwei Kirchenbuben eine tragbare Weihnachtskrippe mit vielen Figuren von Haus zu Haus tragen und dort unter Absingen von Weihnachtsliedern enthüllen. Die „Hirtensinger“ kommen als Engel und Hirten verkleidet in die Stuben und führen alte Hirtenszenen auf.

In manchen Gegenden war früher das Turmblasen üblich, hörte aber durch den Krieg auf und lebt erst seit einigen Jahren wieder mehr auf. Es wäre zu wünschen, daß sich dieser schöne Brauch ständig verbreite.

Überall im Waldviertel finden wir vor dem Mettengang auch die Sitte des „Baumsegnens“: Die Reste des Abendessens, sowie Ruß- und Apfelschalen werden mit den Worten „Bam eßt“ an die Wurzeln der Obstbäume geschüttet. Man nennt diesen Brauch „Bamschagen“. Das Vieh im Stall bekommt Speisereste oder ein geweihtes besonders zugerichtetes Brot, das für diesen Zweck eigens gebacken wird.

Während der Mette bleibt ein Bündl Heu auf dem Misthaufen und der Bauer gibt dies „Mettenheu“, wenn er heimkommt, dem Vieh zum Fressen.

Sehr beachtet wird, daß über Weihnachten keine Wäsche zum Trocknen hängen bleibt, sie brächte dem Besitzer den sicheren Tod.

Auch kann der Farnsamen mit seiner Auswirkung auf Schätze, Geld und Körperkraft nur in der hl. Nacht gewonnen werden; diesen tragen die Männer auch beim „Biehlosen“ in der Tasche.

Die Kugelfestigkeit wird durch einen Gang zum Kirchturm erreicht, wo man Schlag zwölf ein Stück vom Glockenstrang abschneiden muß.

Noch viele, viele andere Bräuche sind gang und gäbe und werden fleißig getrieben. So geschäftig nun alles ist, muß es doch sehr leise zugehen und dieses Raunen und Wispern, dieses Zuscheln vor Scheu und Furcht läßt einen unendlichen Reiz aus und breitet den Schleier des Geheimnisvollen und Rätselhaften über die fromme Welt.

*

Der Christtag oder „Heilige Tag“ (25. Dezember) ist der vornehmste Feiertag der Festzeit. Während der Zeit vom hl. Abend bis Lichtmeß werden auch die „Krippenspiele“ aufgeführt, die nicht vergessen werden sollen. In vielen Häusern wird heute noch der Brauch gepflegt, während der Weihnachtszeit eine Krippe aufzustellen.

Der Ursprung der Weihnachtskrippe reicht schon ins erste Jahrtausend nach Christi zurück und geht letzten Endes aus der Aufstellung der echten Krippenreste aus Bethlehem durch Sixtus III. (432 bis 449) hervor.

Ihre weitere Entwicklung verdankt die Weihnachtskrippe den geistlichen Mysteriespielern, die sich in Deutschland schon im 10. Jahrhundert nachweisen lassen. Vor einer ganz schlichten Krippe spielten sich diese Mysteriespiele ab, die dann vom Volk übernommen und von Generation zu Generation überliefert wurden. Heute sind diese schönen Spiele dem Volk fast gänzlich verlorengegangen und haben sich nur noch in wenigen entlegenen Dörfern erhalten.

In einzelnen Orten sind in den letzten Jahren mehrere junge Leute zu einer sogenannten „Spielschar“ zusammengetreten und haben das Krippenspiel wieder zu neuem Leben erweckt. Dazu sollen auch diese Zeilen anregen. Mit den einfachsten Mitteln, aus alten Kleidern, bunten Tüchern usw. lassen sich die Gewänder zu solchen Spielen herstellen und es wäre damit einer der schönsten Weihnachtsbräuche unserer Heimat wieder der Vergessenheit entzogen. Denn die letzten Jahrzehnte haben diesen Brauch in unserem Lande fast nicht mehr üben sehen und doch gibt es keine Landschaft, kein Städtchen, keinen Markt, wo nicht früher einmal die Sternsinger von Haus zu Haus gegangen wären, um die Leute zum Krippenspiel zu laden.

Und was unser Volk diesen ebenso einfachen wie innerlich-schönen Spielen verdankt, davon wissen die älteren Leute noch viel zu erzählen. Es geht so eine bezwingende reine Schönheit von diesen einfachen Spielen aus! Krippen- und Weihnachtsspiele, die da aufzuführen sind, gibt es ja mehr als genug.

Versucht es nur einmal Ihr jungen Leute; das Schönste — den Dank der Heimat habt Ihr Euch dadurch verdient! Und schaut nur einmal in die Augen derer, die da zuschauen, dann werdet Ihr merken, wie Euch die Leute danken in ihrer inneren Befriedigung, durch ihre leuchtenden Augen!

Ein wegen seiner Eigenart nennenswerter Brauch am Christtag wäre noch anzuführen. Ist das Mädchen am Morgen des Tages einen Apfel vom Christbaum vor der Haustür, so geht gewiß ihr zukünftiger Mann vorüber.

In den Rachnächten oder „Zwölften“, es sind dies die zwölf Tage und Nächte vom 25. Dezember bis zum 6. Jänner, findet ein Großteil der angeführten Bräuche seine Wiederholung. Sie sind reich an Geheimnissen, Wundern, Zauberkräften und Offenbarungen. Allerlei Spuk und unheimliche Mächte treiben ihr Wesen. Da sind alle Geister los und suchen den Menschen heim. Wode, Frau Holle, die Percht, das wütende Heer zieht um und wird mit Opfern geehrt, es ist die heidnischste Zeit im ganzen Jahre.

Es sind die „Losnächte“, in denen die Zukunft erforscht werden kann. In den zwölf Nächten, so glaubte das Volk früher, verwandeln sich feindliche Männer in Wölfe, daher der Name „Werwolf“ und die schußfest machende Springwurzeln kann nur in einer der Rachnächte gefunden werden. Alle Arbeit muß ruhen, sie bringt kein Glück, der Fleiß keinen Erfolg.

*

Der Stephanietag (26. Dezember) und der Johannestag (27. Dezember) sind die beiden „Binkltage“, an denen die Dienstboten „Binkltreten“, d. h. zusammenpacken und beim neuen Herrn „einstehen“. Sie „wandern“ sagt das Volk, daher auch die Bezeichnung Wandertage für die obigen Tage. Weniger geläufig ist die Wortwendung, daß die frisch aufgenommenen Dienstboten zu ihren neuen Bauern „Brot kosten“ gehen. Der alte Herr gab ihnen vordem einen Laib Weißbrot, den sogenannten „Rauwuger“ mit. Zu Neujahr oder Dreikönig treten sie erst ihren neuen Dienst an, die arbeitslose Zwischenzeit heißt „d' Schlenkeltog'n“, da sie ohne Beschäftigung herumshlenkern, nirgendwo fest sitzen. Doch hängt diese Rast mit dem Arbeitsverbot während den zwölf Rachnächten zusammen und ist eine unfreiwillige.

In früheren Zeiten war das „Stephaniereiten“ sehr üblich: Die Burschen ritten zwölf bis fünfzehnmahl im Wettstreit um die Kirche, während die Pferde mit Stephaniewasser besprengt wurden.

Im allgemeinen geht es an diesem Tage viel lebhafter zu, als an den vorhergehenden und es herrscht viel Vergnügen und Freude.

*

Der 29. und 30. Dezember bilden die sogenannten „Wind- und Wassertage“. Den Elementen werden Speiseopfer dargebracht und zwar stäubt man Mehl für die Windsbraut in die Luft und legt Speisereste auf den Zaun oder wirft solche in den Tümpel. Im nördlichsten Waldviertel, jetzt schon zu Böhmen gehörig ist dieses Tun allbekannt. Den hungrigen Kindlein der Windsbraut und der Wasserfrauen werden die Speisen zur Labung dargebracht; bei uns ist wenig davon erhalten geblieben.

*

Der Sylvestertag oder „Altejahrstag“. Alle Bräuche und Sitten erwachen an diesem Tage zu doppelt regsamem Leben. Keine Minute bleibt ungenützt.

Das Bleigießen in der Sylvesternacht ist wohl der verbreitetste Sittenrest der alten Zeit und der nicht nur auf dem Lande in hohen Ehren steht. Die entstehenden Gebilde werden auf ihre Ähnlichkeit mit Gegenständen des täglichen Lebens geprüft und darnach „ausgelegt“.

Der ernste Waldviertler liebt die Ruhe und das Schweigen an diesem Tage. Bedeutet doch jeder übermüdete Lärm der letzten Nacht des Jahres einen Toten. Seine schwere Natur zeigt sich hier so recht.

Neujahr! Eng verknüpft ist dieser Tag mit den „Weihnachtstäg'n“; er bildet mit seinem Brauchtum die notwendige Fortsetzung dazu. Vor einigen Jahrzehnten herrschte noch überall der alte schöne Brauch des „Neujahrsfangens“: Einige Geiger oder eine ganze Musikbande mit einigen Sängern und Sängerinnen zogen vor die Häuser, spielten ein Musikstück auf und sangen ein Neujahrslied. In manchen Orten findet noch heute ein solches Neujahrsfangen statt, doch wird statt des Singens meist nur mehr ein Sprüchlein hergesagt.

Die Dienstboten und die Kinder wünschen jedoch immer noch den „Herrnleit“ und „in Boda und da Muada“ ein glückliches Neujahr und es laufen viele einander zwar sehr ähnliche aber doch verschiedene Neujahrswünsche im Volksmunde um.

Am Neujahrstag bemüht sich jeder keine nur irgendwie unrechte Handlung zu tun, da er dann das ganze Jahr hindurch unter ihren bösen Auswirkungen und Folgen zu leiden hat. Neujahr wie Sylvester sind daher Tage der Ruhe und Einkehr, das lärmende Treiben der Städter ist dem Landvolke fremd. Mit würdigem Ernste wird das neue Jahr begonnen.

*

So wären wir denn beim letzten Feiertage des Weihnachtsfestreigens angelangt, beim Hl. Dreikönigstag. Die Nacht vom 5. auf den 6. Jänner heißt die „Reiche Nacht“, die Geschenke der heiligen drei Könige machen diese Benennung verständlich. An diesem Abend, auf den die letzte Rauhnacht fällt, wird zum letztenmal „ausgeräuchert und besprengt“. Früh am Tag werden an allen Türen die Anfangsbuchstaben der drei Königsnamen gezeichnet:

19 K + M + B 30.

Zuweilen erscheinen „Sternfinger“, drei Knaben mit Papierkronen und einem großen, bunten, beleuchteten und drehbaren Stern und singen einige Lieder ab, die den Besuch der hl. Dreikönige in Bethlehem zum Inhalte haben und stets mit der Bitte, „um a Stückl g'selchts Fleisch“ schließen.

Damit hat die „hohe Zeit der Feste“ ihren Abschluß gefunden, Spuk und Zauber versiegen, vorüber ist die Gewalt böser und guter Geister, der lebensfrohe tolle Fasching lädt zu Tanz und Spiel.

*

Biel schöner Brauch konnte nicht genannt werden. Der Raum ist zu beschränkt, um alles anzuführen. Doch wir sehen, wieviel alter Brauch und alte Sitte noch in unserem Volke fortleben. Daran mitzuarbeiten, daß uns dieses kostbare Kulturgut im Taumel der heutigen Zeit nicht ganz verloren geht, ist Pflicht eines jeden Menschen, in dem noch ein Fünkchen Liebe zur Heimat lebt. — Und nun: „Frohe Weihnacht“!

Als ein kleines Blättchen ausging, die Heimatliebe zu wecken.

Eine wahre Geschichte von einem Heimatfreund.

Ein unscheinbares Heftchen brachte der Postbote zu Weihnachten 1927 in jedes Haus. Ein nacktes armes Blättchen, nicht einmal einen Umschlag hatte es, vielleicht fror ihm gar. Hätte es nicht der Briefträger zugestellt, selbst wäre

es in seiner Bescheidenheit nicht gekommen. Wo mit ihm noch andere Post einlangte, wird es wohl das letzte Stück gewesen sein, daß man beachtete . . . und es kam „aus der Heimat“. Irgend einen Namen, einen Stand mußte es ja haben, so nannte es sich Zeitschrift; eine gewagte Annahme, gewiß, aber wo hätte es sich sonst einreihen sollen. In seiner ganzen Dürftigkeit und Schwachheit kam das Blättchen und hatte etwas Großes vor: Es wollte in den Menschen das Heimatgefühl aus dem Schlafe erwecken.

Du kleines nichtiges Blättchen, zwei Jahre sind kaum vergangen, verlaufen im Meere der Ewigkeit, als zwei ganz kleine Wellchen, die eine große Woge mitleidlos verschluckte und jetzt steht in deinem größeren Bruder, den nicht mehr friert, der schon einen schönen grünen Rock trägt, deine Geschichte. Und der schämt sich nicht seines kleinen Brüderchens, das einmal als ein kleines Blättchen in die Häuser gekommen ist, in die Häuser der Heimat und unverstanden wieder fortgehen mußte, das sie auslachten und davonjagten.

„Von wo kommst denn du, du Nichtsnutz“ frug man das Hestchen und die schadenfrohen, rohen Menschen stellten sich um das verschlichterte Blättchen und lachten laut und grimmig. „Ha Blättchen, kommst du von einem Fachmann, schickt dich ein Heimatkundiger, ein Heimatforscher, ein Gelehrter?“ Und wieder lachten sie und noch lauter, als das nun ganz verängstigte Blättchen kleinlaut antwortete: „Ich komme von einem Heimatfreund;“ ja sie lachten so stark und unbändig, daß ihm um ihren Verstand bange wurde, doch es hatte nicht Zeit, ihnen noch etwas zu sagen, sie packten es grob und geringschätzig, drehlen es einigemale hin und her, besahen es rechts und links, vorne und rückwärts und schoben es endlich zur Tür hinaus.

Nein, dachte sich das Blättchen, nein, die haben nicht den Verstand verloren, die wissen schon, was sie tun, aber sie haben — — das Herz verloren.

Und da lag das kleine Blättchen mutterseelenallein auf der Straße und wußte nicht, wohin? Ob ich von einem Fachmann komme haben sie mich gefragt, wiederholte es und es erinnerte sich noch des Mannes, der die goldgefaßten Augengläser trug und von „Mangel an Bildung und Wissen“, von einer „verrückten Idee“ und von „Geschäftemacherei“ sprach. Auch fiel ihm ein, wie derselbe Herr lachte, als etwas von „Heimatliebe und Heimattreue“ gesprochen wurde. Gewiß war das ein Fachmann, ein Heimatkundiger, ein Gelehrter, ein Heimatforscher. Immer trauriger wurde es und so recht verlassen dünkte es sich. Wie tat es schmerzlich erzittern, als es des Mannes gedachte, der in der großen Gesellschaft für ihn das Wort ergreifen und sich seiner annehmen wollte und es schließlich aufgeben mußte und wie es der gütige leutselige Herr noch bedauernd ansah, als es zur Tür hinausgeschoben wurde.

Ist denn niemand in der Heimat, der mich mag, der mich nimmt, das waren so ungefähr die sorgenden Gedanken des hilflosen Blättchens auf der Straße. Da fiel ihm der Bauer draußen im Dorfe ein, zu dem es auch kam und der es sorgfältig nahm mit seinen rauen Händen und in einen Kalender legte; der es dann an einem Sonntagnachmittag wieder aus dem Kalender zog, vor sich auf dem Tisch hinbreitete, und es sehr, sehr aufmerksam betrachtete, nicht mit hungriger Neugier, sondern mit Liebe. So recht mit Liebe und sogar laut zu sprechen anfing, ganz laut alles nachsprach, was von der Heimat auf seinen Seiten stand und plötzlich mit feuchten Augen und mit schweren Schritten in den Hof hinausging, so jäh, daß es fast fürchtete, es hätte ihn auch geärgert.

aber gleich wieder beruhigt war, als es ihn draußen im Hofe stehen sah, heiter und glücklich lächelnd. Ja richtig, gesagt hatte er auch etwas, bevor er hinausging, jetzt erinnerte sich das Blättchen darauf und es freute sich ordentlich, daß es die Worte noch nicht vergessen hatte. „Das verstehe ich alles nicht, was der Doktor da schreibt“, sagte er, „das ist mir zu gelehrt, aber daß man die Heimat lieben und die Treue zu ihr fest im Herzen haben muß, das weiß ich“.

Welch einfache, schlichte Worte, so unbeholfen treuherzig. Das ist ein guter, braver Mann und . . . und nun wurde es nachdenklich. Es vergaß all das Bittere und Böse, ein reiner Schimmer leuchtete auf seinen Seiten und ein tiefer Frieden zog in sein gequältes Herz ein. Es war die Ruhe des Weisen. Nun verstand es mit einem mal, warum es die einen auslachten und die anderen ehrten. Es besann sich so recht und ganz von selbst ward ihm das Verständnis offenbar für sein Geschick. Es war gekommen, den Heimatgedanken in die Menschenherzen zu pflanzen und vergaß dabei, daß es so verschieden geartete Menschen gibt. Konnte wohl auch daran nicht denken, denn ein armes kleines Blättchen, das ganz auf sich allein angewiesen und gestellt ist, was für einen Nutzen hätte es denn gebracht, wenn es ihm schon früher eingefallen wäre, daß es zum Beispiel ein anderes Kleid haben müsse, wolle es alle Menschen besuchen, bei allen willkommen sein und gut aufgenommen werden. Sein Anzug und dabei sah es an sich herunter war wirklich wenig einladend, das mußte es selbst zugeben, dem einen genügt's, dem anderen nicht, aber — — Kein „aber“ mehr unterbrach sich da das Blättchen selbst, weil sich wieder ein Einwand meldete und gehört werden wollte; sei gerecht, sprach es zu sich.

Sei gerecht! Der Herr mit der goldgefaßten Brille ist vielleicht gar kein so böser Mann, aber er, der nur große wissenschaftliche Werke, prächtige, reich ausgestattete Zeitschriften kennt und studiert, blickt auf ein so unansehnliches Blättchen mitleidig herab. Er kann es gar nicht achten, von vorneherein schon nicht und da kommt es ja schon, das große Ungeheuer, das unbarmherzige Vorurteil. Wäre es als ein schönes, vornehmes Blatt gekommen, bebildert, herrlich eingefaßt in einem schönen Umschlag-Kleide, wer weiß, ob er nicht lebenswürdiger gewesen wäre. Und noch ein anderes Bedenken, taucht in dem Gehirne eines solchen Mannes auf, noch ein Verlangen muß gestillt, noch eine Voraussetzung muß erfüllt sein. Das Blatt muß von einem Institute, von einem wissenschaftlichen Vereine, von einem bekannten Gelehrten herausgegeben sein, dann folgt erst alles weitere. Denn ein unbekannter oder zu gut bekannter unbedeutender Privatmann ist keine Größe mit der diese Herren zu rechnen gewohnt sind. Ein Heimatfreund, bah, das wäre eine billige Empfehlung.

So schloß das Blättchen seine Betrachtungen und war mit sich sehr zufrieden, daß es ein so gerechter Richter ist. Zwar stiegen ihm gleich wieder Zweifel auf, doch es unterdrückte alle bis auf eine Frage, denn die gab nicht nach, drängte sich immer wieder vor, wollte beantwortet sein: Recht schön und gut, sagte die Frage, indeß, wenn er schon so verständig ist und so gescheit, warum hat er Dich nicht angehört bis zu Ende, mein Blättchen, he, warum begriff er nicht, daß du nur um seinen Rat batest, dich so gerne belehren ließe, ihn nur höflich mahnen wolltest an die Heimat, seiner Feder Seiten zur Verfügung stelltest, damit er sein umfassendes Wissen über die Natur und Geschichte, über das Wirtschaftsleben und Volkstum der Heimat, seinen Heimatgenossen mitteilt? Hätten sie dich nur alle aufgenommen, bald könntest du ein

geachtetes, ein reich gebildetes, ein fachmännisches, großes Blatt sein! Wenn sie alle tüchtig mitarbeiten würden, könnten sie doch etwas Großes aus dir schaffen, etwas Kostbares, Unerkanntes und Führendes. Du hast ja den guten Willen und Vorsatz dazu, willst ja nur der Heimat dienen; ein Anfang muß ja einmal gemacht werden und aller Anfang ist schwer; sie wären ja die Berufenen, wer denn sonst? Hier hätten sie ein Feld, daß sie bestellen könnten! He, antworte nur!

Da sank unser bedauernswertes Blättchen wieder ganz in sich zusammen, was sollte es auch antworten; hatte man es nicht wirklich erkannt, sich keine Mühe gegeben, es zu verstehen? Wieder kehrten seine Gedanken zu dem biedereren Landsmanne zurück und ein warmer Strom von Lebensfreude ging von Neuem durch seinen schwächtigen Leib. Einen Freund hat es ja schon, so ganz lieblos steht es ja doch nicht mehr in der Welt. Es werden sich schon noch andere finden, die sich seiner annehmen und so beschloß es endlich zu seinem Herrn zurückzukehren und ihm von den Menschen draußen zu erzählen, in denen es die Heimatliebe aus dem Schläfe wecken wollte.

*

Der diese Geschichte niedergeschrieben und das Blättchen „Aus der Heimat“ sehr gut kennt, hat von ihm den strengen Auftrag, seinen Namen nicht zu nennen. Aber es kann sein, daß ihn schon viele erraten haben, daß ihn schon viele wissen, doch auch die müssen das Schweigegebot halten und ihre Weisheit niemandem mitteilen. Andere wieder, können einen Verdacht haben, halt, nicht den Mund aufmachen, keine Vermutung aussprechen, auch die dürfen kein Wort verlauten lassen. Niemand! Aufgepaßt, das sich ja keiner vergift!

Ja warum denn das, warum denn so eine gewichtige Geheimnisräumerei, werden viele fragen und die sollen die Antwort haben: Von selbst soll jeder daraufkommen, will das Blättchen haben, ganz von selbst. Die Menschen sollen neugierig werden, sollen über die Geschichte nachdenken und vielleicht kommen sie dabei noch auf etwas ganz anderes als auf den bloßen Namen, so sagte das Blättchen.

Und da hat es auch recht, denn seine Geschichte ist keine gewöhnliche, erdichtete Geschichte, nein, das wäre ein großer Irrtum, ein grober Fehler, wenn das jemand glauben würde, es ist vielmehr eine wahre Geschichte und wahre Geschichten bergen stets eine tiefe Weisheit und wertvolle Lehre für das Leben in sich und — da sieht jeder, wie ehrlich es das Blättchen meint — diese Lehre sollen alle finden und beherzigen, ihren Sinn ganz in sich aufnehmen.

Manche werden auch wissen wollen, was das Blättchen seinem Herrn erzählt und was der Herr sich gedacht hat und wo das Blättchen jetzt ist, nicht? Ob es überhaupt noch lebt, ob es — — nein, jetzt darf ich, ja ich — ich? Wer ist denn das schon wieder? — Nichts mehr schreiben, sonst verrate ich noch alles!



Zwei Jahre „Aus der Heimat“.

Ein Arbeitsbericht soll gegeben werden. Ein Bericht muß stets ein Bekenntnis sein. Wahrheitsgetreu und übersichtlich dargestellt sein, so daß der Zuhörer, in diesem Falle der Leser, vollständige Klarheit erhält. Es sei daher eine Gliederung vorgenommen und zwar nach folgenden Punkten:

1. Vorwort.
2. Gründung der Zeitschrift (a. Warum wurde die Zeitschrift geschaffen, b. Die Vorarbeit des Verlegers, c. Wie wurde sie aufgenommen, d. Wie gewann sie ihre Anhänger und Leser?)
3. Die Mitarbeiter der Zeitschrift.
4. Die Erfolge und Früchte ihrer Tätigkeit.
5. Arbeitsplan für das Jahr 1930.
6. Die Ausstattung der Zeitschrift, notwendig gemacht durch den Arbeitsplan.
7. Schlußwort.

*

Als durch den unglückseligen Ausgang des Weltkrieges, der die Monarchie zertrümmerte, in deren Leib Österreich das Herz war, diesem Herzen der Leib genommen wurde und es so ganz offen dalag, ungeschützt selbst noch vor den rohen Zugriff der Nachfolgestaaten, der Feinde um Österreich, zuckend und gemartert und sich vor Weh und Leid krampfhaft zusammenzog, da erwachte ein mächtiges Heimatgefühl in den österreichischen, deutschen Menschen und mit dem Golde ihrer Liebe umschlossen sie dieses Herz, ihr Österreich, von dem sie jäh erkannten, daß es ja ihr Herz ist, daß sie ja dieses Herz selbst sind. Wohl werden manche sagen: ein Herz allein kann doch nicht leben! Nein und tausendmal nein: Es kann ganz allein leben. Überall war der Glaube verbreitet, Österreich, dieser Krüppelstaat, dieses Überbleibsel, dieses arme, zuckende Herz werde nicht leben können; aber sieghaft blieb die Zuversicht des österreichischen Menschen und der machtvolle Wille machte das Unmögliche möglich: Österreich lebt.

Und diese starke Besinnung auf die Heimat fand überall beredten Ausdruck. Der heimkehrende Krieger verbreitete diese Gesinnung am mächtigsten um sich, und die Raubgier der Feinde, die wie eine eherne Schlange sich um die Grenzen legte, ließ die Heimat doppelt teuer werden. Wir lernten das Glück, eine Heimat zu besitzen, erst schätzen, da die seelische Not unserer deutschen Brüder in den geraubten Gebieten schrecklich wuchs, unerträglich wurde durch den unmenschlichen Haß der Feinde.

Ja, diese Besinnung brachte die Erkenntnis. Wir entdeckten nie gekannte und geahnte Schönheiten und Vorzüge an unserer Heimat, da wir sie so recht mit Liebe betrachteten. Das öffnete uns die Augen und wir sahen täglich Schöneres, Herrlicheres, Wunderbareres: Welch ein köstliches Gut ist doch unsere Heimat, welch eine Fülle von Werten birgt sie doch. Eine Unruhe, eine Freude, ein Verlangen ergriff uns, diesen reichen Zauber aufzudecken, zu enthüllen. Von selbst taten sich allerorten Heimatfreunde zusammen und gingen auf die Entdeckung der unerforschten Heimat aus und sie wurden reich belohnt. So entstanden in jedem Lande, in jedem Gau Verbände und Vereine, die sich die Erforschung der Heimat zur Aufgabe stellten; Die Herausgabe einer Zeitschrift, in der die Ergebnisse der Forschung ständig mitgeteilt und den Heimatgenossen vermittelt würden, war selbstverständlich ein unbedingtes Erfordernis.

Unterstützt und gefördert wurde diese Entwicklung noch durch die wissenschaftliche Bewegung der Volkskunde, die schon lange vor dem Kriege reges Interesse fand, weiters durch die Fremden- und Sommerfrischepropaganda, durch die Schulreform und nicht zuletzt durch den politischen Kampf. Mithin wären in großen Zügen die hauptsächlichsten Triebkräfte und Zusammenhänge aufgezeigt, die zu dieser großartigen Entfaltung des Heimatgedankens führten.

So großartig auch diese Entfaltung war, so hat sie doch nicht vermocht, das Volk in seiner ganzen Zusammensetzung zu erfassen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungen wurden nicht Gemeingut aller. Eine bestimmte interessierte Gelehrtenschicht, Volksbildner und die höher gebildeten Schichten überhaupt blieben fast ausschließlich die Alleinwisser um die Heimatkunde. Auf die sogenannten Fachkreise blieb und bleibt auch heute noch der Gedanke der Heimatpflege, des Heimatschutzes und des Heimaterforschens beschränkt. Diese geringe Reichweite finden wir überall, sei es bei der Tätigkeit der staatlichen Stellen, wie Bundesdenkmalamt für Kunst und Natur oder bei den privaten Vereinigungen der interessierten Kreise, nie geht der Gedanke in die untersten Volksschichten, ja was gerade auffällig ist, nie auf's Land. So blieben denn diese Stellen stets um die schönsten Früchte ihres Wirkens betrogen, da die notwendige Kleinarbeit fehlte, allerorten noch fehlt. Die Zeitschriften und Vereinsblätter sind ja vielfach schon selbst ihrem Inhalte nach nur für bestimmte Leserkreise verständlich. Wir haben ja an den Landesvereinen für Heimatschutz und Volkskunde die besten Beispiele. Alle mit dem Sitz im Bildungszentrum, in der größten Stadt des Landes, führen sie ein abgeschlossenes Gelehrtenleben, niemand erfährt etwas von ihrer regen Arbeit. Die breite Öffentlichkeit ist sich daher noch lange nicht über den Begriff Heimatkunde oder Heimatpflege im Klaren. Es ist leider Gottes ein Fachgebiet im vollsten Sinne des Wortes geworden. Was nützt es, daß die Lehrerschaft stets eifriges volkskundliches Studium betreibt, die studierende Jugend sich dem Heimatgedanken hingibt, ein Großteil der gebildeten Schichten mit warmem Verständnis vorangeht, wenn die Masse der Bevölkerung, auf die es schließlich ankommt, nichts davon weiß.

Es gibt genug bodenständige Wissenschaftler eines Heimatbezirkes, die diesen in jeder Hinsicht genau und gründlich erforscht haben. Seinen geologischen Aufbau, seine Tier- und Pflanzenwelt, den Charakter seiner Bewohner usw. in einem schön ausgestatteten Buche wissenschaftlich erläutert haben, doch der Heimatbezirk selbst, seine Bewohner ahnen nichts davon, daß sie studiert, erforscht wurden. Nehmen wir z. B. das Waldviertel, wieviele schöne Arbeiten über Landschaft, Volksart, Brauchtum und Sitte wurden schon geliefert und der Waldviertler selbst weiß — nichts davon.

Wir sehen aus all dem, daß wahrhaft heimatkundliche Volkserziehung immer nur unmittelbar, durch die Heimat als Studiengegenstand selbst für die eigenen Bewohner derselben, getrieben werden kann. Kleinste Wirkungskreise in Bezirksgröße müssen geschaffen werden, um so in gründlichster Kleinarbeit die engere Heimat, die ja ein sog. geheimer Miterzieher ist, als Lehrmittel heranzuziehen. Nur so wird man das Verständnis für Heimatpflege, Heimatschutz und Heimaterhaltung ins Leben rufen und vertiefen können. Allgemeine Richtlinien wissenschaftlicher Natur dürfen nie und nimmer vorgezeichnet sein, sie sind tote Lehrsystematik. Aber was die Heimat, die Natur der Heimat, die Kultur der Ortschaften, die ganze heimische Geisteswelt an ureigensten Er-

leben stellt, da muß sich Geist und Herz zugleich finden und das schöne Gefühl der Heimatliebe und Heimattreue wird selbst dem letzten Manne des Volkes die Augen öffnen.

*

Diesen elementaren pädagogischen Sinn der Heimatbewegung, der allein fruchtversprechend ist, hat in seiner schärfsten Form der Herausgeber der Zeitschrift „Aus der Heimat“ erkannt. Daraus, verbunden mit starker Heimat- und Volksliebe, entsprang ihm der Entschluß zur Gründung eines Heimatblattes und im idealen Glauben, im ganzen Bezirke sofort treue Mitarbeiter finden zu können, ging er an die Arbeit. Doch er suchte vergebens. So groß zur Zeit der Gründung, angeregt durch die heimatwissenschaftliche und museale Arbeit auf Kultur-, Kunst- und naturgeschichtlichen Gebiete durch die Schöpfer des Stadtmuseums von Waidhofen a. d. Thaya die Anteilnahme der Bevölkerung des ganzen politischen Bezirkes für heimatkundliche Gedanken auch war, traf er bei den berufenen Persönlichkeiten auf ein durchaus zurückhaltendes und abweisendes Benehmen. Von seinen nächsten Heimatgenossen im Stiche gelassen, stieß er bei seiner Werbefahrt im ganzen übrigen Waldviertel bedauerlicherweise auf lauter Nur-Fachmänner mit zugeknöpften Röcken.

Bolles und warmes Verständnis fand der Herausgeber allein bei Prof. Dr. H. Rauscher, dem bekanntesten und verdientesten Heimatforscher des Waldviertels, der das vorbildliche Heimatmuseum in Waidhofen a. d. Thaya schuf, ein Gregoriusfragment, ein literarisches Denkmal, der Nachwelt erhielt und in unermüdlicher Forscherarbeit längst vergessene kulturgeschichtliche Werte zutage hob und damit ein ganzes Stück schuf, das sein Wirken krönte; eine Volkskunde des Waldviertels. Der einzige bodenständige Gelehrte, der nicht Fachmann, sondern Heimatmann in erster Linie ist. Es gibt eben kein Gelehrtenfach der Heimatliebe und Heimattreue. Das sind Herzensfächer.

Obwohl nun das erste Heftchen, das zu Weihnachten 1927 mit dem Untertitel „Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde“ erschien, unter dem Protektorate dieses Heimatforschers stand, fand es allseitig kühnste Aufnahme. Das Blatt, das zwei Artikeln beinhaltete, in denen der Herausgeber an die Heimatliebe und an den Heimatgedanken in der Bevölkerung apellierte, konnte keine Freunde werben. Der Herausgeber, ohne Unterstützung und Förderung geblieben, konnte dieser Nummer keine besondere Ausstattung geben und das mochte vor allem das schlechte Vorurteil herausgefordert haben.

Dieser Mißerfolg der ersten Ausgabe hätte gewiß jeden anderen Mann entmutigt. Der Herausgeber jedoch blieb fest. In der 2. Nummer vom 15. Jänner 1928, die einen Artikel aus der Vergangenheit der Stadt Waidhofen a. d. Thaya, aus der Feder des Dr. H. Rauscher brachte, wandte er sich in einem Aufruf an die heimatlichen Berufsgenossenschaften, Verbände und Standesorganisationen mit der Bitte, sich mit ihm zwecks Schaffung eines Beratungsdienstes für die heimatliche Wirtschaft und das heimatliche Gewerbe ins Einvernehmen zu setzen und schloß mit den schönen Worten: „— nicht nur Sie sollen daraus Ihren Nutzen ziehen, sondern auch die gesamte Bevölkerung, die damit Einblick in die produktive Heimatgemeinschaft gewinnt, die viele Kümmernisse und Lasten als Opfer für das treue Bekenntnis zur Waldviertler Scholle bringt, doch fest und zuversichtlich an eine bessere Zukunft Österreichs glaubt“. Damit schien er auch das erste Interesse in der breiten Öffentlichkeit für das

Blatt wach zu rufen und zu halten. Dank der unermüdlichen Werbearbeit gewann die Zeitschrift immer mehr Freunde und Förderer. Nicht genug kann die Treue und selbstlose Mitarbeit des Herrn Prof. Dr. Rauscher gewürdigt und rühmlich hervorgehoben werden. Er vermochte es auch, die Anteilnahme für die Heimatkunde durch interessante Schilderungen aus der Vergangenheit der Heimat in ihrer geschichtlichen Entwicklung ins Leben zu rufen. Er erzog den Leser so richtig zur geistigen Mitarbeit für die Heimatbewegung und nach pädagogischer heimatkundlicher Vorschulung schrieb er in Heft 6—1928 eine ausgezeichnete Einführung in die Heimatkunde, in der er in schönem Aufbau und besonnener Gliederung die Idee der Heimatpflege und des Heimatschutzes darlegte. In der Folge 9 des 1. Jahrganges, deren Weihnachtsworte von Dr. H. Rauscher jedem Leser noch lange in Erinnerung bleiben werden, konnte der Herausgeber in einer Danknote „An die Freunde der Heimat!“ und mit ihm seine Mitarbeiter folgende Feststellung machen: „Doch als ein Heftchen nach dem andern in die Heimat wanderte, wurden die Urteile geändert und heute können wir zu unserer großen Freude feststellen, daß man das Bestreben der Zeitschrift überall würdigt und durch die Tat unterstützt. Die Mitarbeiter und ich danken Ihnen für diese Unterstützung“. Welche Genugtuung und Befriedigung mußte auch die heimatstreuen Männer erfüllen und beglücken, die ihre Ausdauer endlich vom Erfolge belohnt sahen. Prof. Dr. H. Rauscher, Lehrer Ignaz Jörg, Bezirksrat Edmund Daniel, Lehrer Johann Proißl, Lehrer Franz Raindl, Gewerbebundobmann Rudolf Schlager †, Ökonomierat Johann Haberl, Sekr. E. Adler und Lehrer Alex. Kurill haben ihr geläutertes Wissen und ihre reichen Kenntnisse in den Dienst der Heimatbildung gestellt. Der Dank der Heimat ist ihnen sicher.

Mit der Eröffnung des neuen Jahrganges, der eine Reihe neuer Mitarbeiter brachte, machte sich eine Neuausstattung und Verstärkung des Umfanges der Zeitschrift notwendig. Der Jahresbezugspreis von 2 Schilling war zwar noch zu niedrig angesetzt, doch man scheute sich die geringste Anforderung an die Opferwilligkeit der Leserschaft zu stellen. Die neuen Mitarbeiter, wie vor allem der bekannte Heimatforscher Dr. Eduard Weinkopf, sowie Philipp Waldbach und P. Alfons Zack bereicherten den Inhalt um Vieles und ermöglichten es der Schriftleitung, den Lesern stets eine gediegene Auswahl vorzüglicher Aufsätze zu bieten. Somit hatte die Zeitschrift, die mittlerweile eine ziemlich hohe Auflagezahl erreichte, in ihrer Ausgestaltung einen großen Schritt vorwärts getan und fand immer mehr die längst verdiente Beachtung und Würdigung. Nun setzte eine planmäßige Aufklärungsarbeit über den Ideengehalt und die Anschauungsform der Heimatgesinnung ein und Heft für Heft brachte kurze, aber inhaltsreiche Ausführungen über den Begriff und die Aufgabe der Heimatkunde, über ihre Grundsätze und Arbeitsgebiete.

Heute kann also die Zeitschrift ruhig behaupten, daß sie das Heimatblatt für das ganze Waldviertel ist und durch ihre Mitarbeiter, unter denen sich die ersten bodenständigen Gelehrten befinden, auch das Organ der wissenschaftlichen Heimaterforschung. In Werturteile dieser Form anerkannt der Leser täglich diese ihre Stellung. Die Zeitschrift ist sich aber auch bewußt, daß ihrer nun doppelte Arbeit harret und sie wird auch die Hoffnungen erfüllen, zu denen sie ihre Freunde verleitete. Es ist ihr gelungen, eine Anzahl neuer Mitarbeiter zu gewinnen. Nicht nur aus Waidhofen, dem Sitz des Verlages, nein aus

dem ganzen Waldviertel haben sich Heimatfreunde zur Mitarbeit gemeldet, bewährte schriftstellerische Kräfte, die sich um die Heimatbewegung schon vielfach verdient gemacht und einen bekannten Namen besitzen.

*

Heimatwissen ist nötig, Heimaterkenntnis um Heimatwald, Heimatboden, Heimatluft, Heimathaus, Heimatmensch und um Heimatliebe. Daraus formt sich dann Heimattum: Das Verbunden- und Verwobensein der Heimat in sich mit der Heimat außer sich. Denn dann erst leben wir ein Heimatdasein. Diese Vorstellung ist wichtig, sie allein vermag uns über den alltäglichen Begriff von Heimat als Lebens- und Erwerbsraum hinaus zu heben in das geistige Sein einer Weltanschauung. Heimat ist Wurzel. Der Mensch ist ein fauler Baum, der sie nicht besitzt, und besitzen kann er sie dann nur, wenn er sie erworben. In diesem Zusammenhang ist zu tiefst die Wahrheit des Goethe Wortes verflochten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“.

Diesen festen Grundbau der Heimatgesinnung zu schaffen, das ist die Zielsetzung der Zeitschrift und hier wird sie Werkmann sein und das Glück den Heimatgenossen zimmern helfen. Den Born will sie dem Leser erschließen, aus dem der Weisheit letzter Trunk getan wird: Den Heimatgesundbrunnen. Diese schöne Aufgabe auch tatsächlich zu lösen, braucht Bildungsarbeit, Heimatearbeit. Heimatverpflichtung ist der Zeitschrift geworden, die muß sie erfüllen.

So wird denn auch der Jahrgang 1930 ganz im Zeichen der Arbeit an der Heimat stehen und alle, die es treu und ehrlich meinen, werden zur Mitarbeit eingeladen. Besonders an die Lehrerschaft sei das Wort gerichtet, für sie ist es in erster Linie Verantwortung, hier mitzutun. Sie sind die berufenen Heimaterzieher.

Die Schriftleitung der Zeitschrift hat dafür einen Plan ausgearbeitet, der nachfolgend zur Einsicht mitgeteilt wird und aus dem sich jeder seinen Teil erwählen soll, um mitzuhelfen an der Erforschung der Heimat, an der Entdeckung der Heimat.

Eine vollstümliche Darstellungsweise muß den Heimatgenossen geboten werden, denen doch zum Großteil die wissenschaftliche Vorbildung fehlt und die nicht lernen sollen oder studieren, sondern „erleben“. Der Bauer, der Handwerker, der Kaufmann, das ist das eigentliche Publikum, zu dem die Zeitschrift spricht. Wie ist die Heimat geworden? das zu sagen, ist vor allem notwendig. Hier werden die bodenständigen Naturwissenschaftler das Wort ergreifen müssen um in allgemein verständlicher Darlegung die Entwicklung des Waldviertels in seiner erdgeschichtlichen Entstehungsweise aufzurollen, die geologische Umbildung und Veränderung, die dieser unser Heimatboden mitgemacht und erlitten hat, muß in anschaulicher Weise vor Augen geführt werden. Keine wissenschaftliche Abhandlungen taugen hier nicht, es muß alles erzählt werden, wie man vom Nachbarort berichtet, den man besucht hat. In die Pflanzen- und Tierwelt müssen Lehrausflüge auf dem Papiere unternommen werden; dem Bauer und Handwerker muß die blinde Gewohnheits- und Alltätigkeitsbrille weggenommen werden. Sehend und verstehend muß er die Lebensvorgänge in der Natur mitverfolgen, um so mit ihr, das heißt mit der Heimat, eins werden zu können. Keine trockene Aufzählung der heimischen Tier- und Pflanzengattungen; kein mageres Schulwissen darf die Frucht dieser Erziehung sein, sondern ein tiefes Naturverständnis. Damit rundet sich erst harmonisch die Vorstellungswelt vor der Heimat im innigen Zusammenflange

der doch offensichtlich vorhandenen Lebensgemeinschaft. Der Schmetterling, der Strauch, der Hund, die Ziege, der Sperling auf dem Dache ist für das Kind die Heimat, warum sollten sie es auch nicht für den Erwachsenen sein — — „mit“ sein. Völlig unbewußt wird der Beobachtungstrieb beim Leser angeregt werden und so die gesäte Saat in schönen Blüten treiben. Jedes Stück Erde, besonders aber das Waldland und ein solches ist doch unsere Heimat, ist nach R. S. Francé „gleichsam ein verkleinertes Abbild des Weltganzen“.

Eine uralte Geschichte hat unsere Heimat. Wann schritt der erste Mensch über ihren steinigen Boden; wer weiß es? Dieses „es war einmal“ muß in lebendigen Bildern aufgeblättert werden, zauberisch wie in einem Märchen. Geschichte ist die große Lehrmeisterin der Völker nach Schiller; sollte sie es für unser Heimatvölkchen nicht auch sein? Völker wanderten durch unsere Gegend, zertraten die friedlichen Siedler, verwüsteten ihr Werk, damit es spätere Menschengeschlechter aufbauen und wieder mit versinken konnten. Die geschichtliche Vertiefung in die heimatliche Volkskunde ist das reichste Arbeitsgebiet. Jedes Dorf, jede Stadt hat seine eigene Geschichte, ihren Bewohnern muß sie verkündet werden. Der Historiker muß hier zur Feder greifen und in lebendwarmer Schilderung ein Bild aus der Vergangenheit unserer Heimat entwerfen; wie unsere Vorfahren das Land in Besitz nahmen, es besiedelten, bebauten und ihr bis in unsere Tage herauf ihr kulturelles Gepräge gaben. Krieg und Frieden, wirtschaftliches Wohlergehen und drückende Hungersnot, die Kulturentwicklung, die Kunst- und Baugeschichte, „müssen so dargestellt sein, daß man auf dem Heimatboden, an den Denkmälern der Heimat die Volksgeschichte nacherleben kann“, um mit Lehmann zu sprechen.

Die mannigfachen Äußerungen unserer Volksart, die in ihrer geistigen Geschlossenheit heimatgegebenes Volksgut sind, müssen als solches durch die kulturelle Auffassung ihrer Auswirkungen durch den Leser, dessen geistiges Eigentum werden.

Siedlungsart, Flureneinteilung, bäuerliche Wirtschaftsform, Hausstil und Familienleben, die bäuerlichen Haus-, Arbeits- und Wirtschaftsgeräte, Nahrung, Kleidung und Volks Schmuck; diese kulturellen Ausdrucksformen und ihr Hervorgehen aus dem Wesen des Volkes selbst und die Einwirkung der Umweltbedingungen auf dieses, davon muß der Heimatbevölkerung Kenntnis werden. Das ist ein unerschöpflich gebendes Arbeitsgebiet, das immer wieder einer anderen Form von Behandlung zugänglich ist und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet werden kann.

Noch fehlt Brauch und Sitte, Familienbrauchtum bei Geburt und Taufe, bei der Hochzeit und beim Begräbnis; Geselligkeit, Spiel und Tanz, Volkslied und Volksdichtung, das Brauchtum des festlichen Jahres; alles Kapitel, die der eingehendsten Erforschung bedürfen.

Verwandte Gebiete, die noch herzlich wenig beachtet worden sind, tun sich der religiösen Perspektive des Heimatforschers auf: Die verschiedenen Formen des Aberglaubens, Beschwörungsformeln, Vorhersagungen; die Volksmedizin; die Beziehungen zur Geisterwelt und ihr mythologischer Hintergrund.

Vor allem müssen die Sprichwörter und Redensarten, Sagen und Märchen, das Volksrätsel und manches andere, beinahe schon verlorene geistige Volksgut gesammelt und durch den Druck erhalten bleiben.

Doch darüber hinaus noch soll in wirtschaftlichen Fragen von der Idee der produktiven Heimatgemeinschaft aus ein Schritt vorwärts getan und Hand in Hand mit dem Problem des Heimatschutzes eine wirtschaftliche Kräftigung erstrebt werden. Die Erschließung des Waldviertels für den Fremdenverkehr, die leider noch zu sehr in den Kinderschuhen steckt, muß mit allen Mitteln in Angriff genommen und der landwirtschaftlichen Schönheit des Waldviertels der Name geschaffen werden, den sie verdient. Der Verlag wird zu Beginn der Saison eine Sondernummer für den Fremdenverkehr herausgeben und einen Auflagenüberschuß für Propagandazwecke bei den interessierten Stellen entsprechend verwenden.

Aber noch eine schöne Aufgabe harret der Schriftleitung. Im Frühjahr 1930 feiert das Waldviertel den hundertsten Geburtstag ihres größten Sohnes Robert Hamerlings. Zur Ehrung des großen Toten wird der Verlag eine eigene Festnummer erscheinen lassen, um auch das Seine zur würdigen Begehung des Gedenktages beizutragen.

Für dieses mächtige Stück Arbeit, für diesen Dienst an der Heimat ruft die Zeitschrift alle berufenen Kreise zum Mitwirken auf. Möge der Einladung recht zahlreich Folge geleistet werden. Im engen Rahmen des jetzigen Umfanges der Zeitschrift ist die Ausführung dieses Arbeitsplanes selbstverständlich nicht möglich. Das Heft des neuen Jahrganges 1930 wird in einem geänderten Kleide, schön ausgestattet und vor allem inhaltsreicher vor dem Leser erscheinen. Herrliche Kunstdruckbeilagen, wie Bilder von den landschaftlich schönsten Motiven als auch solche aus dem Volksleben des Waldviertels, werden beigegeben sein.

*

Und nun an die Arbeit, helft alle mit, schafft alle mit! An Euch liebe Heimatgenossen, treue Freunde der Zeitschrift, an Euch allein ist es gelegen, ob dies Heimatwerk gelingt. Unsere schöne Waldheimat ist wohl ein wenig Liebe wert, unser Wald, unser schöner deutscher Wald, von dem Ludwig Richter einmal sagte: „Wer sein Ohr auf diesen Waldboden niederlegt, der hört das Rauschen eines verborgenen Quells, der vernimmt den Herzschlag des deutschen Volkes“. Und noch ein Wort. Der größte deutsche Heimatforscher, H. F. Riehl, hat einmal geschrieben, und es ist so als hätte er es bloß wegen uns, den Waldviertlern, geschrieben: „Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen rohen Volkstums zu holen“.

Waldviertler, Ihr habt eine hohe Verpflichtung!

Die Schriftleitung.



Politische Geheimgeschichten aus dem Waldviertel.

Von Edmund Daniek.

(Schluß)

Frankreich und England verausgabten alljährlich ungezählte Millionen für Spionagezwecke. Rußland gab jedem seiner Militärgouverneure 1 Million Rubel jährlich für Spionage, ja der russische Militärgouverneur von Kiew, wo bekanntlich die Zentralstelle für die militärische und politische Spionage gegen das alte Österreich-Ungarn war, hatte 5 Millionen Rubel alljährlich für Spionagezwecke zur Verfügung. Dazu kamen noch die vielen Millionen, die das russische Außenamt in Petersburg alljährlich für Spionage verausgabte. Dagegen hatte Österreich-Ungarn für Zwecke seiner eigenen Spionage, geradezu lächerliche Summen bestimmt. Das „Evidenzbureau des k. u. k. Kriegsministeriums“, wie der amtliche Titel für die österreichische Spionagestelle lautete, hatte bis zum Frühjahr 1914 nur einen Betrag von sage und schreibe 150.000 Kronen zur Verfügung. Mit diesem winzigen Betrage sollte ein gutfunktionierender Nachrichtendienst vorhanden sein, wollte man im Auslande wirksam Gegen-spionage betreiben, wollte man in die Geheimnisse der anderen Militärstaaten eindringen. Wer die politischen Verhältnisse beispielsweise am Balkan kennt, der weiß, daß nur der etwas ausrichtet, nur der gut informiert sein kann, wenn er die durch und durch korrupten Staatsmänner des Balkans mit schwerem Gelde kauft. So machten es Rußland und Frankreich am Balkan, wo die Millionen Rubel und Franken nur so rollten, während Österreich-Ungarn, das seit Jahrzehnten bewußt von bis an die Zähne bewaffneten Feinden umgeben war, mit 150.000 Kronen die Geheimnisse der Außenpolitik erkaufen wollte . . .

Kaiser Franz Josef war in seiner ritterlichen Art eben ein erklärter Gegner der Spionage, ja er ging darin sogar so weit, daß er jedem österreichisch-ungarischen Militärattaché, der einen Gesandtenposten im Auslande bezog, vorher das Ehrenwort abnehmen ließ, sich ja in keine Spionagegeschichten einzulassen. Das war eben ehrliches, deutsches Wesen, das jeden Hinterhalt verabscheute, während sich Frankreich, Rußland und die Balkanstaaten ins Fäustchen lachten. So konnte es kommen, daß Österreich-Ungarn über die militärischen Geheimnisse seiner zahlreichen Gegner äußerst schlecht informiert war. Es wurde zum Teile wettgemacht durch Mitteilungen, die uns der sehr agile deutsche Nachrichtendienst lieferte, denn Deutschland unterhielt im Gegensatz zu Österreich eine ziemlich große Spionage. Das wenige was der österreichische Generalstab aus eigener Erfahrung wußte, das verdankte er der mühsamen Aufklärungsarbeit seiner wenigen „Missions-offiziere“, die im Auslande Spionage betrieben. Aber leider Gottes hat das gute, alte und ehrliche, viel zu ehrliche, Österreich, gerade hier ein furchtbares Mißgeschick erlitten. Einer seiner höchsten Generalstabsoffiziere, der in die intimsten Geheimnisse des Spionagebureaus eingeweiht war, Generalstabsoberst Alfred Redl, wurde selbst zum größten Verräter, indem er alle militärischen Geheimnisse Österreichs den Russen um schnödes Geld verkaufte und verriet. Die

Russen wußten von sämtlichen militärischen Geheimnissen Österreichs. Wars da ein Wunder zu nennen, daß im August und September 1914 unsere tapfere Armee in Rußland Niederlage auf Niederlage erlitt? Daß zehntausende Österreicher den Tod, den Tod durch Verrat aus eigenem Lager finden mußten?

Ich bin abgeschwenkt von meinem eigentlichen Thema „Politische Geheimgeschichten des Waldviertels“, aber gleich werden wir wieder mitten drinnen sein.

Es war eine schöne, laue Frühlingsnacht Mitte Mai 1913. Im Kaffeehaus Waidhofens herrschte lustiges Leben. Es war ja Samstag und da konnte man schon ein bischen länger aufbleiben. Bürgersleute, Beamte und Lehrer unterhielten sich beim Billard oder bei Karten, aus dem Klubzimmer drangen die Klänge des Klaviers und im vorderen Zimmer unterhielten sich einfache Leute und Gesellen. Da ertönten von der Straße her Hupensignale und schon erschien im blendenden Lichtkegel ein über und über mit Staub bedecktes Automobil, das in raschem Tempo durch die Stadt fuhr und vor unserem Kaffeehaus hielt. Ein hochgewachsener, elegant gekleideter Herr sprang heraus, eilte rasch ins Kaffeehaus, bestellte in höchster Eile einen Schwarzen und eine größere Anzahl Zigaretten. Hastig schüttete er den Schwarzen beim nächst-besten Tische im Vorraum stehend, hinunter, raffte die Zigaretten zusammen, zahlte und stürmte wieder hinaus. Schon sprang der Motor wieder an, sauste das Auto weiter durch die Nacht auf der Wienerstraße gegen Wien zu.

Der nächtliche Gast, der gegen 1 Uhr morgens das Waidhofner Kaffeehaus besucht hatte, war niemand anderer als Generalstabsoberst Alfred Redl, eine Tatsache, die bei den monatelangen geheimen Untersuchungen im Kriegsministerium von dem Chauffeur mitgeteilt wurde. Eine Woche nachher beging Redl Selbstmord. Schon sah er sich verfolgt und entlarvt, schon sagte ihm sein Inneres, daß sich jetzt bald die Schlinge um seinen Hals zusammenziehen werde. Er war an diesem Tage in Prag, wo er ein elegantes Absteigquartier besaß und wo er verschiedene Spuren seiner Verräterei vernichten wollte. Von Angst und Furcht ergriffen fuhr er von Prag wieder in rasender Fahrt nach Wien. In der Nacht vom 25. Mai 1913 verübte Redl im Hotel Klomser Selbstmord, den ihm von den Generalstabsoffizieren, die ihn des Verrates überwiesen, anbefohlenen Selbstmord. Die Wiener zogen tagelang hernach auf den Zentralfriedhof und verwüsteten in begreiflicher Empörung den frischen Hügel, der sich über das Grab des Verräters wölbte. Doch ohnmächtiger Zorn! Die tausenden und abertausenden Toten, das Heer der Verletzten und Verstümmelten, die im August und September 1914, bei Grodeck, Krasnik, Limanowa — Lemberg noch in unserem Besitz — bluten mußten, die Namen derer, die aus den Lettern des Waidhofner Kriegerdenkmales sprechen, die damals in Rußland 1914/15 gefallen, sie bilden eine stumme, ewige Anklage gegen den größten Spion, den je das alte Österreich-Ungarn in seinen eigenen Reihen besessen, gegen den Generalstabsobersten Alfred Redl, der acht Tage vor seinem schimpflichen Tode für einige Minuten Gast unserer deutschen Stadt gewesen . . .

In der Kriegszeit wurde in Markl bei Windigsteig ein Interniertenlager errichtet. Ukrainer, Polen, Ruthenen und Russen waren dort festgehalten. Da gabs schwere Jungen unter ihnen, Elemente, die das Spionage- und Verräterhandwerk zu Gunsten Rußlands und Rumäniens seit Jahren

berufsmäßig betrieben, die man aber des Verrates noch nicht überführt und sie bis auf weiteres interniert hatte. Wieviele politische Geheimgeschichten, wieviele Hinterlist, Tücke und Verbrechertum war damals in Marzl vereint. Doch darüber wird, wie ich vernommen, von wohlinformierter anderer Seite berichtet werden. Der Zusammenbruch der Mittelmächte im Oktober 1918 kam und schon stürzten sich die Tschechen, die sich ja als „Sieger“ fühlten, über deutsches Land, deutsches Gebiet des Waldviertels. Beispielloser Terror, blutige Gewaltakte, Zwangsmaßnahmen, Grenzschiebanen. Zahllose internationale Kommissionen, Franzosen, Engländer, Italiener, Japaner etz. bereisten den Gmünder Bezirk, fuhren durch Waidhofen und rekonoszierten. Die Begehrlichkeit der Tschechen war bekanntlich ursprünglich noch größer und sie wollten außer den großen Teilen des Gmünder Bezirkes auch noch große Teile der Gegend von Weitra. Was da an politischen Intrigen, Hinterhältigkeiten seitens der Franzosen und Tschechen geleistet worden war, wie furchtbar schwer es damals im Sommer 1919 für die österreichischen Friedensunterhändler in Paris—St. Germain war, soviel als möglich deutschen Boden zu retten, darüber hat der damalige Abgeordnete des Waldviertels Dr. Ernst Schönbauer, der bekanntlich Teilnehmer der österreichischen Friedensdelegation war, in zahllosen Versammlungen im ganzen Waldviertel berichtet.

Und kurze Zeit hernach stand abermals das Waldviertel im Brennpunkte politischen Interesses von ganz Europas. Es war dies im August 1919, als Bela Kun nach Karlstein gebracht wurde. Bela Kun, richtig Kohn, der Sohn des ungarischen jüdischen Dorfnotars Wolfson Kohns, der wegen mehrfacher Geldunterschlagungen bei ungarischen Arbeitervereinen im Jahre 1914 aus der ungarischen Sozialdemokratie ausgeschlossen worden war, der Winkeljournalist, Tunichtgut und politische Abenteuerer, der in russischer Kriegsgefangenschaft die Tölpelhausideen des russischen Bolschewismus kennen gelernt, der kehrte im Dezember 1918 nach Budapest zurück und stürzte sich sofort in den Strudel der ungarischen Revolution. Damals bestand bekanntlich in Ungarn die demokratische Republik dessen Präsident der Komödiant Graf Karoly war. Bela Kun, versehen mit reichen Geldmitteln aus Sowjetrußland, verstand es, am 21. März 1919 einen kommunistischen Putsch in Budapest durchzuführen, der ihn zur höchsten Macht führte. Mit Blut und Tränen ist die 133tägige Geschichte des Bolschewismus in Ungarn eingeschrieben. Tausende unschuldig ermordete Menschen, bestialische Grausamkeiten, Konfiskation von Privateigentum, Schändungen, kurz Sozialismus in Reinkultur, wenn er sich frei und ungehemmt austoben kann. Am 1. August 1919 brach die kommunistische Verbrecherregierung in Ungarn zusammen und Ungarn erklärte sich nach einer mehrtägigen Übergangsregierung wieder als Königreich. Bela Kun und mit ihm mehrere führende ungarische Kommunisten ließen am ersten Tage des Zusammenbruches ihres Regimes einen Extrazug bereitstellen, der sie nach Wien brachte, wo sie der damalige sozialdemokratische Staatskanzler Dr. Karl Renner mit offenen Armen aufnahm.

Dr. Renner ließ die in Wien angekommenen Kommunisten, die obendrein gar reiche Beute, „enteignetes Gut“ wie Juwelen, gemünztes Gold, etz. bei sich führten, vorerst in Wien in sichere Obhut bringen. Tag für Tag aber kamen neue kommunistische Flüchtlinge aus Ungarn, bis sie die Zahl von 43 erreicht hatten. Nach langen Beratungen mit seinen Parteimitgliedern wies Dr. Renner Bela Kun und allen anderen Kommunisten Schloß Karlstein als Wohnsitz an.

Dort, in Karlstein, begann nun ein sehr bewegtes Leben, denn die 43 Internierten richteten sich unter wohlwollender Duldung der roten Machthaber in Wien eine Art Hofstaat ein. Wie groß die Angst der bürgerlichen Presse vor den Wiener Regierungssozialisten damals war, wie arg ihre Angst vor Straßendemonstrationen, „Besuchen“ von Sozialdemokraten in ihren Zeitungsredaktionen, wo man mehrmals alles krumm und klein geschlagen hatte, kann man daraus ersehen, daß die Wiener Blätter anfangs über Bela Kun so gut wie gar nichts berichteten. Ja es waren nicht einmal die Namen der Internierten der österreichischen Öffentlichkeit bekannt. Ich weilte damals gerade in Waidhofen und daher faßte ich die Gelegenheit beim Schopfe etwas über Bela Kun und seine Genossen in Erfahrung zu bringen. Ich wußte mir eine genaue Abschrift der Standesliste aller internierten Kommunisten, sowie authentische Informationen über ihr Leben und Treiben in Karlstein zu verschaffen. Und am 25. August 1919 erschien in der „Reichspost“ und gleichzeitig auch im damals noch bestehenden „Deutschen Volksblatt“ der mit meinem vollen Namen gezeichnete Artikel „Aus Bela Kuns Sommerfrische“, worin ich auch sämtliche Namen der Internierten veröffentlichte. Der Artikel schlug wie eine Bombe ein. Nicht nur die österreichische Presse, auch die Auslandspresse druckte jetzt die Namen der in Karlstein internierten ungarischen Kommunisten ab. Oft wurde ich hernach befragt woher ich mir die Namen verschafft hatte. — Nie sollst Du mich befragen, auch ein Journalist muß Diskretion zu wahren wissen. — Ich will den ohnedies knappen Raum unseres lieben Heimatblattes nicht unnötig verschwenden und etwa die 43 verzwickten und verzwickten ungarischen Namen hier anführen; ich erwähne nur kurz, daß außer Bela Kun und dessen Gattin Irene Kun, auch die ehemaligen Staatssekretäre Eugen Landler und Lengyel und der ehemalige „Generalstabschef der roten Armee“ Genosse Bogany in Karlstein waren. Letzterer trug übrigens während der ersten Tage seines Karlsteiner Aufenthaltes sogar noch die phantastische Uniform eines roten Generalstabschefs mit dem roten wallenden Federbusch am Kopfe . . .

Bela Kun und seine Genossen haben übrigens in Karlstein ein flottes Leben geführt. Sie hatten damals in der Zeit, wo die Bevölkerung hungerte und darbt, wo zehntausende Menschen Woche für Woche ins Waldviertel „hamstern“ fuhren, Überfluß an Lebensmitteln, ja sogar an Luxuspeisen wie Truthühner, Edelfasane, feinste Weine und Champagner und selbstverständlich reiches Rauchmaterial. Damals hat es die Waldviertler Bevölkerung mit Recht sehr übel aufgenommen, daß diese politischen Schwerverbrecher ein so üppiges Leben führten, während in den Städten die Massen des Volkes hungerten. Nun woher hatten Bela Kun und seine Genossen diesen Überfluß? Die Bezirkshauptmannschaft Waidhofen, die den Überwachungsdienst über Karlstein hatte, teilte den Kommunisten lediglich nur die Lebensmittellkarten samt der Raucherkarte zu. Daß die Kommunisten einen solchen Überfluß hatten, kam daher, daß die Post Tag für Tag riesige Mengen von Lebensmittelpaketen nach Karlstein brachte. Sie stammten durchwegs von Parteigenossen aus Wien, also von Wiener Kommunisten und Sozialisten. Ich besuchte im Oktober 1919 in Wien eine kommunistische Versammlung, wo der Führer der Wiener Kommunisten, Genosse Toman, die Versammelten aufforderte, Geld herzugeben für die „dem Hungertode preisgegebenen ungarischen Kommunisten in Karlstein“. Und die mit schwarzer Nacht und Dummheit geschlagenen Kommunisten griffen in den

Säckel und gaben ihr sauer verdientes Geld dafür her, daß Bela Kun und seine Gefährten in Karlstein Fasane und Trüffel essen sowie Champagner trinken konnten. Als im Jänner 1920 diese Liebesgaben sendungen nachließen, hatte Bela Kun nichts eiligeres zu tun als eine grobe Beschwerde an die österreichische Regierung zu richten. Die Regierung Renner beauftragte damals Polizeipräsidenten Johann Schober mit einer eigens hiezu ernannten Kommission sich an Ort und Stelle von der Stichhaltigkeit der Beschwerden Bela Kuns zu überzeugen. Am 21. Jänner 1920 gegen 2 Uhr mittags kam Polizeipräsident Schober in Waidhofen an und fuhr, nachdem sich der Kommission der damalige Waidhofner Bezirkshauptmann Dr. Pilz angeschlossen hatte, mit dem Auto des Staatssekretärs sofort nach Karlstein weiter. Ein von Wien mitgekommener Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei mußte erst Polizeipräsidenten Schober bei Herrn Bela Kun anmelden. Als Schober endlich zu Kun „vorgelassen“ worden war, traf er Kun in einem arg überheizten Raume auf seinem Bette sitzend an. Rings herum an der Wand in den offenen zerwühlten Betten, saßen oder lümmelten ein Duzend seiner Gefährten. Bela Kun begann sofort in schreiendem Tone den Waidhofner Bezirkshauptmann derart zu beschimpfen und zu verdächtigen, daß Schober diese fleghaften Auslassungen energisch zurückwies. Schober stellte fest, daß sowohl die Ernährungsverhältnisse der Internierten vollkommen in Ordnung waren und daß diese auch mit genügend Brennstoff versorgt waren, kurz daß sie an Nichts Mangel litten. Auf der Rückreise Schobers nach Waidhofen erlitt das Auto eine Panne und Schober, sowie die Herren der Wiener Kommission waren gezwungen in Waidhofen beim Tiefenböck zu übernachten und erst am anderen Tage ihre Rückfahrt nach Wien anzutreten.

Bela Kun wurde bekanntlich im Frühjahr 1920 in die Landesheil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ in Wien übersührt und kurz nachher an Rußland ausgeliefert. Im vergangenen Jahre jedoch aber hat dieser Abenteurer uns Österreichern wieder einen Besuch abgestattet, indem er sich wochenlang unter falschem Namen in Wien aufhielt und von wo er eine sehr rege kommunistische Propaganda entfaltete. Auch diesmal wurde er nach Rußland abgeschoben.

Und noch ein Ereignis aus dieser trüben Revolutionszeit sei hier festgehalten. Im Dezember 1919 langte im Wiener und im Prager Ministerium des Außern die telegraphische Meldung ein, daß der ehemalige Präsident der demokratischen Republik Ungarns, Graf Michael Karoly, die österreichische Grenze bei Grazen übersehen wolle, nachdem er sich schon mehrere Tage im Waldviertel herumgetrieben hatte. Die tschechische Regierung gab die Einreisebewilligung und so verließ Graf Karoly, der operettenhafte gräfliche Präsident der demokratischen Republik Ungarn das Waldviertel. Beide verfrachteten Präsidenten der ungarischen Republik, der demokratische und der kommunistische, weilten am Schlusse ihrer Herrschaft im Waldviertel, eine Zufallsposse, wie man sie wahrlich selten finden wird.

Das wäre so ziemlich alles was über das Kapitel „Politische Geheimgeschichten des Waldviertels“ zu sagen ist. So lange in Österreich und in den anderen Staaten Friede herrschte, so lange konnte die friedliche Bevölkerung unseres Heimatlandes ruhig ihrem Tagewerke nachgehen, solange gabs auch keine politischen Geheimgeschichten. Erst Krieg, Umsturz, Revolutionen und böse

Nachkriegszeiten brachten Unruhe und Aufregung ins friedliche Waldviertel. So wars vor 100 Jahren als durch die Julirevolution die vertriebene französische Königsfamilie der Bourbonen nach Kirchberg am Walde kam, so wars als Preußen gegen Österreich zum Kriege insgeheim rüstete und das Land mit Spionen überschwemnte und so wars schließlich auch vor 10 Jahren als der vertriebene Präsident der ungarischen Räterepublik Bela Kun samt seinen Spießgesellen in Karlstein ein gastliches Asyl erhielt.

Eurche, Kriech- und Kleingetier im Volksglauben der Heimat.

Von Dr. Eduard Weinkopf.

Bisweilen findet man im Freien auf dem Boden einen häutigen, ganz dünnen, lichtgrauen Schlauch: eine abgeworfene *Schlange n h a u t*. Mancher Bauer, der einen solchen Fund macht, steckt ihn erfreut zu sich. „Schau, ein Otternschlauch!“, sagt er schmunzelnd halblaut zu sich selbst; „kann ihn brauchen, wenn eine Kuh anblasen worden ist“. Leidet nämlich eine Kuh an Schwellung und Entzündung des Euters, dann kann die Schuld daran ebenso gut wie einem Wiesel einer Schlange zugeschrieben werden, die das Tier „angeblasen“ haben soll. Für das beste Mittel dagegen wird ein „Otternschlauch“ angesehen, mit dem man das Euter beräuchert. Das Volk verfährt hier nach dem nämlichen Grundsatz, dem zufolge auf einen Hundebiß Haare des betreffenden Hundes aufgelegt werden: nach dem Grundsatz, daß das, was das Übel verursacht habe, dasselbe auch zu heilen imstande sein müsse. Doch kommen nach dem Volksglauben der Schlange überhaupt Heilkräfte zu (außer der Haut den Zähnen, den Knöchelchen der Wirbelsäule und dem Fett) und zwar als Seelentier, als Verkörperung des Geistes eines Verstorbenen. In dieser Eigenschaft, als Haus- und Ahnengeist, lebt im Gemäuer des Hauses, tief unten im Keller oder in der Nähe des Herdes die „Hauschlange“, die ihre Anwesenheit durch ein klopfendes Geräusch im Mauerwerk verrät, jedoch nur äußerst selten sichtbar wird. Ist dies der Fall, dann wird bald jemand von den Bewohnern des Hauses sterben müssen.

Den gleichen Charakter eines Seelentieres besitzt die *Kröte*. Sie ist im Waldviertel die häufigste Erscheinungsform der Hege, eines boshaften, zauberkundigen Weibes, dessen Seele zeitweilig, gewöhnlich über Nacht, den menschlichen Leib verläßt und in einer Kröte Wohnung nimmt. Davon wird bei uns viel gefabelt. Alles, was dann dem häßlichen Tier geschieht, das soll sich am menschlichen Körper der Hege zeigen, sobald ihre Seele in diesen zurückgekehrt ist. Als vermeintliche Hege wird nämlich die unschuldige, durch das massenhafte Verzehren schädlicher Kerbtiere sogar nützliche Kröte von der abergläubischen Landbevölkerung auf das heftigste verfolgt und mißhandelt. Man schüttet ihr heißes Schmalz über Kopf und Rücken, damit der Hege die Lippen verbrannt würden oder sie einen Ausschlag im Gesicht bekomme. Als einst eine Frau auf dem Felde mit der Sichel eine Kröte in zwei Teile gehauen hatte, hörte sie bei der Heimkunft, die Nachbarin liege im Bett und sei mitten hindurch

entzweigesehritten. Gleichwie Hauschlangen, kennt man auch „Hauskröten“. Wer an ihnen frevelt, wird schwer bestraft. Ein Mann, der eine Kröte immerfort vor seinem Fenster im Gärthen unken hörte, erschlug das lästige Tier. Als er bald darauf eine böse Hand bekam, führte man das Leiden auf die Tötung der Kröte zurück. Die Kröte gilt beim Landvolk überall als wirksame Medizin. Mit Vorliebe trägt man ihren getrockneten, plattgedrückten Körper an einem Schnürchen auf der Brust; so gegen das „wilde Tier“ (Halsentzündung) und gegen Lungenleiden. Das Tier soll vor dem „Joritag“ (Georgstag, dem 24. April), den man früher als den Frühlingsanfang betrachtete, gefangen sein.

Der nächstverwandte Lurch, der Frosch — worunter gewöhnlich der braune Grasfrosch verstanden wird — spielt im einheimischen Volksleben eine viel geringere Rolle. Auch von ihm glaubt man, daß er, äußerlich angewendet, heilend wirke. Gegen Halsweh bindet man einen lebenden Frosch auf. Ein bekannter Wetterspruch, der als Folge einer zu frühzeitig einsetzenden Frühlingswärme einen Kälterückschlag erwarten läßt, lautet:

„Solang die Frösche auf Georgi schrei'n,
Solang werns nach Georgi schweig'n.“

Unter den eigentlichen Wasserbewohnern, den Fischen, ist der Hecht dadurch bemerkenswert, daß von ihm auch in unserer Gegend die allgemein verbreitete Sage geht, die Knöchelchen im Innern seines Kopfes stellten die Leidenswerkzeuge Christi dar. Wie der Fuchs unter den Säugetieren, gilt der Hecht unter den Fischen für den schlauesten; „das ist ein feiner Hecht“, sagt man von einem listigen Menschen.

Auf der naturgeschichtlichen Stufenleiter der Lebewesen weiter herabsteigend, gelangen wir zu den Insekten.

Das niedliche Marienkäferchen, das durch sieben runde, schwarze Flecken auf seinen Flügeldecken ausgezeichnet ist, führt im Volksmunde eine ganze Reihe von Namen. Bei uns heißt es Flinkerl, weil seine Flügel glänzen wenn es im Sonnenschein schwirrt, Sprinzerl, weil es gesprengelt ist, Himmelsprinzerl, Frauenkäferl oder Sunnkäferl. Ein beliebtes Spiel der Kinder besteht darin, das Käferchen auf die Fingerspitze zu setzen und zu warten bis es abfliegt, wobei ein Verschen gemurmelt wird. Das verbreitetste davon ist folgendes:

„Flinkerl, Flinkerl, flieg hoam,
Deine Kinder wer(d)n woan,
Dein Häuserl wird brinna,
Wirst nimmer eini kinna.“

In einem anderen Sprüchlein wird der Marienkäfer aufgefordert, in den Brunnen oder ins „Himmelhäuserl“ zu fliegen und Sonnenschein zu bringen. Aus diesen Sprüchen geht hervor, daß der Käfer einst vom naiven Naturmenschen als eine winzige, irdische Verkörperung des mächtigen Sonnengestirns angesehen wurde.

Die leichtbeschwingten Schmetterlinge nennt das Landvolk „Fledermäus“. Es sieht sie, wenigstens die größeren davon, als dämonische Wesen an. Wenn die Kinder versuchen einen Falter zu haschen und ihm nachgehen, wollen sie ihn zum Niedersetzen veranlassen, indem sie folgenden Reim hersagen:

„Schmetterling, Schmetterling, setz di,
Bist der allerleht!“

An den dornigen Zweigen der wilden Rose kann man öfters einen grünlichen, später braunen, moosähnlichen, kugeligen Auswuchs wahrnehmen. Er entsteht infolge des Reizes, den der Stich eines kleinen, mückenartigen Insekts, der *Rosengallwespe*, auf die zarte Rinde ausübt. Allenthalben mißt das Volk diesen Ballen die Fähigkeit bei, wenn sie unter das Kopfkissen gelegt werden, ruhigen Schlaf zu verleihen („Schlafapfel“).

In der *Ameisensäure* sieht man ein Heilmittel gegen Rheumatismus. In einen Ameisenhaufen wird eine offene Flasche gestellt; die hineinfallenden Ameisen fangen sich darin und werden in Alkohol zu einer Einreibung „angeseht“. Man schreibt den Ameisen auch geisterhafte Kräfte zu; denn wirft man einen Stein in ihren Wohnhaufen oder zerstört man diesen, so wird es sieben Tage lang regnen.

Der *Weberknecht*, eine Asterspinne mit langen, dünnen Beinen, hat durch sein gespenstisches Aussehen die Aufmerksamkeit des Volkes erregt. Es nennt ihn „Hafermahder“, weil er anfangs August, wenn der Hafer gemäht wird, vom Felde in die Häuser zu kommen pflegt, und weil ein Bein, das er verliert, noch eine Weile fortzuckt, was der Bewegung einer Sense ähnlich sieht. Der Weberknecht teilt mit einigen anderen Geistertieren die mythische Bezeichnung „Habergeiß“.

Der *Blutegel*, der in Pfützen lebt, findet als Wetterprophet Beachtung. Wenn er nahe unter der Oberfläche des Wassers munter schlängelnd umherfährt, dann erwartet man schönes Wetter; hält er sich hingegen ruhig am Grunde des kleinen Gewässers auf, dann soll in Kürze Regenwetter eintreten. Tatsache ist, daß die Egel bei schöner Witterung fleißig umherschwimmen.

Nachtschnecken dienen überall dem europäischen Landvolk als Heilmittel. Bald bestreicht man den Schaden damit, bald verschluckt man sie. Im Waldviertel bäckt, wer mit einem Leistenbruch behaftet ist, eine nackte Waldschnecke in einem Laib Brot mit, löst sie aus und legt sie auf den Bauch.

Aus dem Reiche der freilebenden Tiere soll uns ein mit Blütenstaub beladenes *Bienchen* zur menschlichen Behausung geleiten. Die Bezeichnung „Bienenvater“ für den Bienenzüchter bringt zum Ausdruck, welche liebevolle Fürsorge derselbe seinen Pfleglingen angedeihen läßt. Die Bienen erfreuen sich ja seit der heidnischen Zeit großer Verehrung. Spricht der Bienenvater von seinen Schülklingen, so geschieht es so, als ob es nicht Tiere, sondern Menschen wären. Er vermeidet die Ausdrücke „verenden“, „fressen“ und gebraucht dafür „sterben“, „essen“. Er hütet sich in der Bienenhütte zu fluchen und schmückt ihr Inneres mit Palmzweigen und Heiligenbildern. Man muß mit dem Honig freigiebig sein und darf beim Ankauf eines Schwarmes nicht handeln, sonst wird man kein Glück mit seinen Bienen haben. Der Tod ihres Herrn muß den Bienen „angesagt“ oder „angemeldet“ werden, sonst gehen sie ein. Man klopft mit dem Finger an jeden Stock und sagt, daß der Herr gestorben sei. Wenn die Bienen ihren Stock dicht umschwärmen, dann ist ein Gewitter im Anzug.

Im Hause und in den Nebengebäuden richten die *Spinnen*, namentlich in trockenen Sommern, in unbeachteten Winkeln ihre Fangneze auf. Sie werden von manchen Leuten als Wetterpropheten aufmerksam beobachtet. Wenn sie „ausrennen“, das heißt ihr Netz verlassen und über die Mauer laufen, so erwartet man baldigen Regen. Man pflegt Spinnenetze, namentlich solche, die unter dem Heuboden gehangen sind, auf Wunden zu legen, um die Blutung

zum Stillstand zu bringen: Ein ebenso gefährliches als zweckloses Mittel, das durch die Verunreinigung der Wunde eine Blutvergiftung nach sich ziehen kann.

Der Klopffäßer in der Wand wird als „Totenuhr“ („Hausuhr“) gefürchtet. Er erzeugt nämlich, indem er mit Stirn und Vorderrand des Halschildes gegen das Holz schlägt, ein regelmäßiges, anhaltendes Klopfen, das dem Ticken einer Uhr ähnlich ist. Überall soll es einen Todesfall im Hause vorausfünden.

So sind wir dem Menschen immer näher gerückt und müssen nun leider feststellen, daß er mitunter in seiner Behausung, ja sogar am eigenen Leibe, kleine Schmarogertiere beherbergt, die namentlich dort, wo Hunde gehalten werden, selbst durch die größte Reinlichkeit nicht gänzlich zu bannen sind. Leute, die noch tief im Aberglauben stecken, erblicken ein einfaches Mittel sich die Flöhe fernzuhalten darin, daß sie jeden Karfreitag früh vor Sonnenaufgang das Haus austehren. Übrigens erwartet sich der Mann aus dem Volke sogar von diesen verachteten Tierchen gelegentlich ein Vorzeichen, einen Blick in die Zukunft. „Ein Floh auf der Hand — ein Brief im Land“, reimt man in Niederösterreich und in Steiermark, und sieht dann mit Spannung einer Botschaft entgegen.



Gewerbliche Nachrichten.



Warum noch immer keine Buchhaltung?

Von Walter Dangel

Beh. bef. Bücherrevisor und Buchsachverständiger in Waidhofen a. d. Thaya.

Der kleine und mittlere Gewerbetreibende und selbst oft größere Geschäftsleute — insbesondere solche in der Provinz — sind heute noch trotz manchen schlechten Erfahrungen der Ansicht, daß sie keine Buchhaltung benötigen und sehen diese als unnötige Belastung an. Dabei übersehen sie ganz, daß sie größtenteils ohnehin irgendwelche geschäftliche Aufzeichnungen führen, welche sie sich nach eigenen Ideen zurechtgelegt haben. Selbstverständlich sind diese Aufzeichnungen nie so, daß sie im Bedarfsfalle ein wirklich brauchbares Werkzeug für den Geschäftsmann abgeben. Mit anderen Worten, jeder Gewerbetreibende verwendet ohnehin eine gewisse Zeit für schriftliche Arbeiten und ist

sich garnicht bewußt, daß er vielleicht in der gleichen Zeit und mit nur wenig mehr Müheaufwand, korrekt buchhalterische Arbeit leisten könnte.

Nun bietet eine ordentliche Buchhaltung — sei es jetzt eine doppelte oder einfache — so vielerlei Vorteile, daß sich die geringe Mühe, welche die Einführung benötigt, unbedingt bezahlt macht.

Um nur einige der Vorteile zu erwähnen, die eine gute Buchhaltung bietet, will ich vor allem auf die Beweiskraft in Gerichts- und Steuerangelegenheiten hinweisen und gerade das Letztere ist im Verein mit einer entsprechenden Belegevidenz — in Anbetracht der derzeitigen Steuergesetzgebung einer der wichtigsten Vorteile. Doch beide Punkte allein sind es nicht, welche die Buchhaltung wertvoll machen. Eine gute Buchhaltung erhöht unter anderem bei gewissen Voraussetzungen die Kreditfähigkeit und trägt auf diese Weise zur Stärkung des Geschäftes bei; sie gibt eine entsprechende Übersicht über den Stand der Verbindlichkeiten, sie bietet die entsprechende Unterlage für eine richtige Kalkulation und erleichtert damit dem Geschäftsmann die jeweils notwendige Handlungsweise. Da sich durch eine gute Buchhaltung insbesondere die Kalkulationen überprüfen lassen, bringt sie nicht nur dem Geschäftsinhaber Vorteile indem sie ihn vor Unter-Kalkulationen schützt, sondern sie leistet auch der Kunde wertvolle Dienste, indem sie eben dem Geschäftsmann ermöglicht, seine Verkaufspreise tunlichst niedrig zu halten, ohne dabei zu verlieren. Die verständige Kunde wird bald merken, daß sich der Kaufmann Mühe gibt, seine Preise so zu halten, daß sie dem tatsächlichen Wert der Ware entsprechen. Die Kunde wird Vertrauen haben und wieder kommen. Weiters bietet die Buchhaltung einen Überblick über die Vergangenheit und Gegenwart des betreffenden Geschäftes und eröffnet einen Ausblick auf die künftige Entwicklung und ermöglicht daher ein rasches und zielbewußtes Arbeiten. Kurz, ohne gut geführte Buchhaltung kann bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen ein Geschäftsmann, der es zu etwas bringen will, kaum vorwärts kommen. Ein Geschäftsmann ohne Buchhaltung arbeitet mit verbundenen Augen. Er kann sich jeden Moment irgendwo stoßen und ist dann nicht in der Lage, das Hindernis zu erkennen und zu beseitigen; ja er kann sogar seinem wirtschaftlichen Ruin entgegen gehen, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Nun ist die Frage: wie soll eine gute Buchhaltung eingerichtet sein und was soll man aus ihr lesen können? Ich möchte diese Frage kurz mit folgenden 7 Punkten beantworten:

1. Die Buchhaltung soll jederzeit einen vollkommen klaren Überblick über die Lage des gesamten Vermögens sowie über die einzelnen Teile desselben geben.

2. Die Buchhaltung soll womöglich den Erfolg des Geschäftes in doppelter Weise aufzeigen und zwar einerseits durch die Kontrolle der Zu- und Abnahme der Besitz- und Schuldposten (Bestandskonti), anderseits mit Hilfe der Gewinn- und Verlustkonti, durch Gegenüberstellung von Ertrag und Regie (Erfolgskonti). Die Buchhaltung ist umso besser, je mehr sie die einzelnen Arten der Gewinne und Verluste postenweise aufzeigt und dies nicht nur in einer einzigen Summe am Jahresende, sondern nach und nach im Laufe des lebendigen Geschäftes.

3. Die Buchhaltung soll das laufende Geschäft in jedem Zeitpunkte unterstützen, sei es bei einer beabsichtigten Erweiterung oder Ergänzung des Geschäftes oder zur Kontrolle eines abgelaufenen Zeitraumes, oder zur Auf-

stellung eines Arbeitsplanes für die weitere Geschäftszeit oder — was vielleicht der wichtigste Punkt ist — zur genauen Nachprüfung der bisher verwendeten Kalkulationsgrundlagen.

4. Sie soll ein brauchbares Mittel sein um Fehler des Geschäftes aufzudecken und kritisch beurteilen zu können und die Ursache von Mißerfolgen klarlegen zu können. Sie soll das Verhältnis der Geschäftsunkosten zum Umsatz und des Wareneinkaufes zum Umsatz und viele andere wichtige Betriebsverhältnisse zeigen. Aus diesen Daten entwickelt sich dann die kalkulatorische Buchhaltung, welche im Verein mit entsprechenden, statistischen Aufstellungen der früheren Geschäftsjahre oder im Vergleiche mit brancheverwandten Geschäften die weitere geschäftliche Handlungsweise bedeutend erleichtert und ihr Sicherheit verleiht.

5. Die Buchhaltung soll alle Detailfragen prompt beantworten können, welche die Steuerbehörde irgendwann an den Geschäftsinhaber richten könnte. Sie soll die absolut richtige Grundlage für das jährliche Steuerbekenntnis bilden und soll weiters im Falle des Ergreifens eines steuertechnischen Rechtsweges (Einspruch oder Rekurs) ein brauchbares Werkzeug für die Beweisführung sein.

6. Die Buchhaltung soll den gesetzlichen Anforderungen gemäß der §§ 19 bis 22 des H.G.B. entsprechen und ist in Betracht zu ziehen, daß im Falle eines Ausgleiches oder Konkurses eine mangelhafte Buchführung als Tatbestand der fahrlässigen Krüda, mit strengem Arrest von drei Monaten bis zu einem Jahr bestraft werden kann.

7. Eine gute Buchhaltung soll so angelegt sein, daß sie alle vorgenannten Zwecke auf möglichst einfache und rasche Art erreicht und soll so gebaut sein, daß Abänderungen, die durch irgendwelche wirtschaftliche Veränderungen notwendig erscheinen, jederzeit gemacht werden können.

In vorstehenden Zeilen habe ich die Vorteile einer ordentlichen Buchhaltung so weit ausgeführt, als es mir der zur Verfügung stehende, beschränkte Raum erlaubt. Die Nachteile bei Nichtführung einer Buchhaltung ergeben sich eigentlich aus dem Gesagten von selbst, weil eben ein Geschäftsmann ohne Buchhaltung nicht in der Lage ist, vorstehende, für ihn ungemein wichtige Daten des Geschäftes zu ermitteln.

Es ist daher im ureigensten Interesse eines jeden Geschäftsmannes gelegen, eine Buchhaltung zu führen und trägt er damit nur dazu bei, sein Geschäft und sein Vermögen zu festigen und Gefahrmomente, die seine wirtschaftliche Existenz gefährden könnten, rechtzeitig zu erkennen und abzuwenden. Er leistet damit sich selbst und als Einzelteil der gesamten Volkswirtschaft, im weiteren Sinne auch dem Staate, wertvolle Dienste.



Inhaltsangabe des 2. Jahrganges.

	Seite
Heft 1	
1. Bandtkramer. Von Philipp Waldbach	I
2. Ottokar Kernstoß †. Von Dr. Heinrich Rauscher	1
3. Eine Anregung	2
4. Religiöse Denkmäler in Waidhofen und Umgebung. Von Dr. Heinrich Rauscher	3
5. Wirtschaftskrisen in Österreich. Von Ed. Daniel	5
6. Weiskarttschlag's Privilegienbrief v. Jahre 1660. Von Alfons Jak	9
7. Von der Weberzunft in Karlstein a. d. Thaya. Von Ignaz Jörg	11
8. Die Verfütterung von Futterkaff. Von der Bezirksbauernkammer in Waidhofen a. d. Thaya	13
9. Von der Viehheilkunst unserer Landleute. Von Dr. Eduard Weinkopf	14
Heft 2	
10. Religiöse Denkmäler in Waidhofen und Umgebung (Schluß). Von Dr. Heinrich Rauscher	17
11. Räuberhauptmann Grasel und seine Verbrechen im Waldviertel. Von Edmund Daniel	21
12. Von der Weberzunft in Karlstein a. d. Thaya (Schluß). Von Ig. Jörg	30
Heft 3	
13. Nachrichten aus der Zeit des Bauernkrieges 1596—1597. Von Ig. Jörg	33
14. Räuberhauptmann Grasel und seine Verbrechen im Waldviertel (Schluß). Von Edmund Daniel	39
15. Wienerfahrten von ehemals. Von Dr. Heinrich Rauscher	41
16. Börsenkrisen in Österreich. Von Edmund Daniel	43
17. Das Brot im Volksglauben der Heimat. Von Dr. Eduard Weinkopf	47
Heft 4	
18. Die Trümmernburg Kollmitz. Von Ig. Jörg	49
19. Die Stationen der Internierten, Konfinierten und Flüchtlinge im niederösterreichischen Waldviertel (1914—1918). Von Alfons Jak	56
20. Das Brot im Volksglauben der Heimat (Schluß). Von Dr. Eduard Weinkopf	62
21. Das praktische Mädchen von Heute	63
Heft 5	
22. Robert Hamerling und das Waldviertel. Von Dr. Heinrich Rauscher	65
23. Die Stationen der Internierten, Konfinierten und Flüchtlinge im n. ö. Waldviertel (1914—1918) (Schluß). Von Alfons Jak	72
24. Kriegerdenkmäler. Von Alfons Jak	78
25. Dichtungen in niederösterreichischer Mundart	80
Heft 6	
26. Das furchtbare Eisenbahnunglück bei Schwarzenau am 4. November 1875. Von Edmund Daniel	81
27. Die Trümmernburg Kollmitz (Fortsetzung). Von Ignaz Jörg	87
28. Die Vogelwelt im Volksglauben der Heimat. Von Dr. Eduard Weinkopf	93
Heft 7	
29. Politische Geheimgeschichten aus dem Waldviertel. Von Edmund Daniel	97
30. Zur Geschichte der Apotheke in Waidhofen a. d. Thaya. Von Dr. H. Rauscher	101
31. Wurzbach. Der verschollene Ort bei Scheibeldorf. Von Alfons Jak	105
32. Was bedeutet das Wort „Heimatleite“? Von Dr. Heinrich Rauscher	107
33. Vom Bürgerrecht in alter Zeit. Von Ig. Jörg	108
Heft 8	
34. Rudolf Schlager †	113
35. Liebe Freunde!	114
36. Die hohe Zeit der Feste. Von Rosl Reichl	115
37. Als ein kleines Blättchen ausging, die Heimatliebe zu wecken. Eine wahre Geschichte von einem Heimatfreund	122
38. Zwei Jahre „Aus der Heimat“	126
39. Politische Geheimgeschichten aus dem Waldviertel (Schluß). Von Edmund Daniel	133
40. Lurche, Kriech- und Kleingetier im Volksglauben der Heimat. Von Dr. Eduard Weinkopf	138
41. Gewerbliche Nachrichten: Warum noch immer keine Buchhaltung? Von Walter Dangel	141

Weihnachtsstritzel

Milch- und Erdäpfelbrot

Kletzenbrot

bestellen Sie rechtzeitig bei

Ludwig Tippl

Waidhofen a. d. Thaya
Böhmgasse

Buch- und Papierhandlung

TH. KARGL

Waidhofen an der Thaya

Stadtplatz

Weihnachtsgeschenke aller Art!
Bilderbücher

Jugendschriften

Erzählungen, Romane

Briefpapiere

Kartenalbum

Fotoapparate

und Foto-Zubehör

Lederwaren

Aktentaschen

Gesellschaftsspiele

Spielwaren

Schaukelpferde

Puppenwagen

Puppen

Christbaumschmuck



MATADOR

In allen Größen zu Originalpreisen
Th. Kargl, Waidhofen a. d. Th., Stadtplatz

Särge

eigene Erzeugung
in la schöner
Ausführung
immer lagernd.

Holz-, Metall- und
Ueberführungsfärge

Franz Unterberger sen.,

Waidhofen a. d. Thaya, Niedertal.

Ihre Erzeugnisse

wollen Sie doch verkaufen?

Glauben Sie aber auch,
daß jeder schon Ihre Er-
zeugnisse kennt?

Da Sie aber bestrebt sein
müssen, immer mehr Ihren
Absatz zu heben, damit Ihre
Erzeugung nicht zurückgeht,
müssen Sie das auch be-
kanntgeben. Eine Anzeige
in der Zeitschrift „Aus der
Heimat“ hilft Ihnen, Ihren
Absatz zu erhöhen, Ihren
Betrieb besser anzunützen.

Verlangen Sie
Anzeigen-Vorschläge vom
Verlag

„Aus der Heimat“

— Waidhofen an der Thaya. —

Weihnachtsorgen!

Ja, die sind vorhanden. Was soll man seinen Angehörigen, seinem Personal für ein passendes Weihnachtsgeschenk geben? Bedenkt man, daß nach den Lebensmitteln Wäsche und die kleinen Modewaren am häufigsten nachgeschafft werden, so hat man in der Wäsche und in den Modewaren die nützlichsten und dabei die billigsten Geschenkartikel für den Weihnachtstisch.

Der Herr, der Knabe sieht immer gerne eine nette Wäsche, zum Beispiel: Puzhemden weiß oder färbig, Sporthemden, Strapazhemden aus Oxford, Mollino, Flanell, Nachthemden, Unterziehhosen lang und kurz, Socken glatt oder gemustert, Strümpfe, Stutzen, Selbstbinder, Krägen, Manschetten, Sockenhalter, Hosenträger, Taschentücher, Schirme, Woll- und Plüschwesten, Poolover, und die gesamte Trikot-Unterwäsche.

Die Hausfrau, das Mädchen ist ja überhaupt besonders stolz auf eine schöne gediegene ausgearbeitete Wäsche. Wenn da ein weiteres Stückchen dazu kommt, wird sie das immer dankbar anerkennen. Da kommt hauptsächlich folgende Auswahl in Frage: Taghemden aus Chiffon oder Webe, zum Knöpfeln oder mit Spangen, Hemdhosen oder Rockkombination in weiß und färbig, Leibchen, Schürzen aus Blandruck, Cloth und Lüster, Sacktücher weiß und mit färbigen Streifen, mit und ohne Ajour, Schirme schwarz oder braun, Strümpfe aus Seidenflor, Schafwolle oder Bembergseide mit Garantie, schafwollene Unterziehstrümpfe ohne Naht in Hautfarbe für Flor und Seidenstrümpfe, Westen mit Krägen, Russenwesten, Poolover, Shantille- und Seidenkopfschale, Modeschale aus Seide und Schafwolle.

Für unser Allerkleinstes, für das Baby gibt es in der Wäschebranche reiche und gediegene Auswahl. Eine besondere Aufmerksamkeit für die Küche, für die Wohnräume weiß die Hausfrau immer zu schätzen. Da wären besonders folgende Artikel zu nennen: Tischtücher, Servietten, Speise- und Kaffeegarnituren, Deckengarnituren, Handtücher aus Baumwolle, Leinen und Frottierstoff, Wachsbarchent, Fußbodenbelag, bis 7 mm starkes, warmes Kork-Inoleum, Inlaid mit durchgehenden Muster, Teppichläufer, Tischteppich, Bettvorleger, Möbelstoffe, Bettüberzüge weiß und färbig, Matragengradl, Strohsackgradl, Betttücher, Inlet, Bettfedern, Steppdecken, Flanelldecken aus Baumwolle oder Schaffwolle. Außerdem kommen noch die verschiedenen Meterwaren in weiß und färbig für die Leib-, Tisch- und Bettwäsche in Betracht.

Aus den vielen aufgezählten Artikeln ersehen Sie, daß Sie Ihre Weihnachtsorgen bannen können. In der Wäsche und mit den Modewaren kann man mit den vorhandenen Geldmitteln immer ein gediegenes und passendes Geschenk schaffen. Durch Jahre führe ich ein gut sortiertes Wäsche- und Modewaren-geschäft in Waidhofen a. d. Thaya, am Kirchenplatz. Sie finden bei mir eine gute verlässliche Ware für den praktischen Gebrauch, damit Sie bei Geschenken auch nicht beschämt werden. Kommen Sie zu mir und lassen Sie sich die Waren nach Ihren Wünschen vorlegen und sachgemäß ehrlich beraten. Sämtliche Warenpreise sind für Sie auch leserlich angeschrieben, genau kalkuliert, sodaß Sie auch die Gewähr haben, keine „gemachten“ Preise bezahlen zu müssen. Ich freue mich, Sie bald begrüßen zu dürfen.

Hans Haberl jun.,

Wäsche- und Modewaren-geschäft

Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz

Bauunternehmung, Betonbaugeschäft, Zementwarenerzeugung, Baumaterialien-
handlung, Ziegelei, Sägewerk, Holzhandlung, Bautechnisches Büro

Hans Haberl

Gerichtlich beeideter Bau Sachverständiger und Schätzmeister

Waidhofen an der Thaya, Samernitzgasse 69

Gegründet 1878

Fernsprecher 40

Postsparkassentonto Nr. 144.319 — Girokonto 76, Waidhofner Sparkasse.

Übernahme und Ausführung

von Neu-, Zu- und Umbauten, Straßenbauten, Kanalisierungen, Wasserbauten, Eisenbetonarbeiten, Trockenlegen feuchter Gebäude, Kessel- und Kaminmauerungen, Pläne, Kostenvoranschläge und Besuche bereitwilligst. Ausarbeitung von Projekten, Vermessungen, statischen Berechnungen, sowie Durchführung von Schätzungen.

Eigene Erzeugung

jämmtlicher Zementwaren (aus prima Portlandzement mit Flußsand) wie: Zementdachziegel und Dachplatten (Wochenleistung 12.000 Stück), Kanalrohre in allen Größen, Brunnenrohre, Futterbarren, Gartensäulen, Grabeinfassungen, Grabdenkmäler, Zementplattenpflaster, Betonhohlblöcke etc.

Baumaterialien

Prima Stück-Weißkalk, Dungkalk, Portlandzement, Romankalk, Bau- und Dung-Gips, Stukkaturrohre, Drainagerohre, Dachpappe, Isolierpappe, Eternit-Schiefer, gebrannte Mauer- und Dachziegel (eigene Erzeugung) im Groß- und Kleinverkauf.

Holzhandel

An- und Verkauf von Rund-, Schnitt- und Brennholz.

Lieferant für Baugewerbetreibende, landwirtschaftliche Lagerhäuser und Kaströs.

Bei Bedarf bitte mich zu benachrichtigen, worauf ich mit billigsten Offerten zu Diensten stehe.

Winter-Röcke Herren-Pelze

in allen Grössen und Preislagen
lagernd.

∴ Anfertigung nach Mass ∴

Werkstätte

für Herren- und Knabenbekleidung

ENGELBERT KAINZ

Waidhofen a. d. Thaya.

Fürs Frühjahr!

Ich bringe zur Frühjahrszeit in
erstklassiger, gut behandelter Qualität
Obstbäume, Rosensträucher
Zier- u. Nutzsträucher
aller Art

Knollengewächse

Auf unser Waldviertler Klima ist bei der
Auswahl besonders sorgfältige Rücksicht
genommen worden.

Gustav Rill, Baumschule,
Jasnitz bei Waidhofen a. d. Thaya.

Größte Auswahl in
CHRISTBAUMBEHANG
WEIHNACHTSGESCHENKEN

und allen Sorten feinsten
SCHOKOLADE, ZUCKERWAREN,
TORTEN etc.

Erstklassiges FRÜCHTENBROT und
TEEBÄCKEREI eigener Erzeugung.

JOSEF KRATKY

Waidhofen a. d. Thaya, Böhmngasse 64.

Das Wochenblatt

fürs obere Waldviertel

Waldviertler**Nachrichten****ZWETTL**

Inhalt:

Parlamentsnachrichten
Europa-Wochenübersicht
Waldviertler Bezirksnachrichten
Roman
Illustrierte Unterhaltungsbeilage

Vierteljährig 2 S, ganzjährig 8 S.

Bezugs- und Anzeigenannahme bei jeder
Zeitungsverkaufsstelle

**Gut u. billig**

laufen Sie bei

L. Scheidl

Kleidermacher
u. Konfektionär

Waidhofen/Th.
Hauptplatz 11.

Alle Gattungen
Kleider, Lederröcke,
Kappen und Anzüge,
vom billigsten bis
zum modernsten
in allen Größen stets
im Lager.

**Ferdinand Neuwirth**
Uhrmacher

Waidhofen a. d. Thaya, Hauptplatz
Ecke Böhmngasse

Lager von Taschenuhren mit Garantie,
die billigste wie die feinste Marke, sowie
Armbanduhren, Uhrketten,
Pendel-, Wand- und Weckeruhren.

— Mäßige Preise —

Bewährte Reparatur-Werkstätte

Gegründet 1865

Akkumulatoren-Station!

Fach-Auskünfte
über

Radio

sowie
sämtliche Bestandteile, neue komplette

Radioanlagen

bei

Fred Szabo, Waidhofen a. d. Th.,
Kirchenplatz. — Im Friseurgeschäft.